



1760 – Casanova in Solothurn

Auszug aus den Memoiren des Giacomo Girolamo Casanova, Chevalier de Seingalt

Band 3 – Fünfzehntes Kapitel

Ich beschliesse Mönch zu werden. --- Ich beichte. --- Zwei Wochen Aufschub. --- Der abtrünnige Kapuzinermönch Giustiniani. --- Ich ändere meinen Entschluss; was mich dazu veranlasst. --- Übermütiger Streich im Gasthof. --- Mittagessen mit dem Abt.

Die überzeugungsvolle Miene, womit der Abt mir diese Ammenmärchen vortrug, erregte in mir eine Lachlust, die ich mit Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes und auf die Gesetze der Höflichkeit mühsam genug unterdrückte. Ich hörte jedoch in so ehrfurchtsvollem Schweigen zu, dass der Hochwürdige Herr ganz entzückt war und mich fragte, in welchem Gasthof ich wohnte. Ich antwortete ihm: «Nirgends; denn ich bin von Zürich zu Fuss gekommen, und mein erster Besuch hat Ihrer Kirche gegolten.»

Ich weiss nicht, ob ich vielleicht diese Worte mit einem Ausdruck von Zerknirschung vorbrachte, aber der Abt faltete seine Hände und hob sie zum Himmel empor, wie wenn er Gott dafür danken wollte, dass er mein Herz gerührt und mich auf meiner Pilgerschaft geleitet hätte, um in diesem Heiligtum die Last meiner Sünden abzuwerfen.

Dies erschien mir natürlich; denn ich weiss, dass ich stets wie ein grosser Sünder ausgehen habe.

Der Abt sagte mir, es sei bald Mittag und er hoffe, ich werde ihm die Ehre antun, mit ihm zu speisen; ich nahm dies mit verbindlichem Dank an, denn erstens war ich nüchtern, zweitens wusste ich, dass man an solchen Orten gewöhnlich gutes Essen bekommt. Ich wusste nicht, wo ich war, und wollte ihn nicht fragen; denn es war mir erwünscht, ihn bei dem Glauben zu belassen, dass ich zur Abbüßung meiner Sünden eine Pilgerfahrt machte.

Unterwegs sagte der Abt mir, seine Ordensbrüder ässen an diesem Tage Fastenspeisen, wir aber würden Fleisch essen, da er von Benedikt dem Vierzehnten einen Dispens erhalten hätte, der ihm erlaubte, das ganze Jahr hindurch mit seinen Gästen Fleisch zu essen. Ich antwortete ihm, ich würde an seinem Vorrecht um so lieber teilnehmen, da der Heilige Vater mir die gleiche Gnade zu erweisen geruht hätte; dies schien ihn neugierig zu machen, wer ich sein möchte. Als wir in seinem Zimmer waren, das durchaus nicht einer Büsserzelle glich, zeigte er mir sofort den Dispensbrief, der unter Glas in einem schönen Rahmen dem Esstisch gegenüber an der Wand hing, damit die Neugierigen und Gewissenhaften Kenntnis davon nehmen könnten.

Da die Tafel nur für zwei Personen eingerichtet war, legte ein Bedienter in reicher Livree noch ein Gedeck auf, was dem bescheidenen Abt Gelegenheit gab, mir zu sagen: «Ich speise für gewöhnlich mit meinem Kanzler; ich muss nämlich eine Kanzlei halten, weil ich in meiner Eigenschaft als Abt Unserer Lieben Frau von Einsiedeln Fürst des Heiligen römischen Reiches bin.»



Ich atmete auf; denn nun wusste ich endlich, wo ich mich befand, und dies war mir sehr angenehm. Von Unserer Lieben Frau von Einsiedeln hatte ich sprechen hören, und so war ich nicht mehr in Gefahr, bei der Unterhaltung als unwissend dazustehen.

Das Kloster war das Loretto nördlich der Alpen, denn es war berühmt wegen der zahlreichen Wallfahrten, die dorthin unternommen wurden.

Bei Tisch fragte der Fürstabt mich, aus welchem Lande ich wäre, ob ich verheiratet wäre, und ob ich die schönen Gegenden der Schweiz zu besuchen gedächte; zugleich bot er mir Empfehlungsbriefe an für alle Orte, die ich aufzusuchen wünschte. Ich sagte ihm, ich wäre Venezianer, Junggeselle, und würde die mir angebotenen Briefe dankbar annehmen, nachdem ich ihm nach einer geheimen Unterredung gesagt haben würde, wer ich wäre. Ich hoffte, er würde mir diese bewilligen, da ich den Wunsch hätte, ihm alles anzuvertrauen, was ich auf dem Gewissen hätte. So ging ich, ohne jeden Vorbedacht und ohne eigentlich zu wissen, was ich sagte, die Verpflichtung ein, diesem Abt zu beichten. Diese Plötzlichkeit der Entschlüsse war meine besondere Liebhaberei. Wenn ich einem plötzlichen Einfall folgte, wenn ich etwas tat, was ich vorher nicht überlegt hatte, so kam es mir vor, wie wenn ich die Gesetze meines Schicksals befolgte und einem höchsten Willen nachgebe. Nachdem ich ihm so deutlich gesagt hatte, dass er mein Beichtvater werden sollte, hielt er sich für verpflichtet, recht salbungsvoll mit mir zu sprechen; es war jedoch nicht weiter unnatürlich, dass seine Reden mich bei diesem köstlichen, leckeren Mahl durchaus nicht langweilten, denn wir hatten sogar Schnepfen und Bekassinen, was mich zu dem Ausruf veranlasste: «Wie, hochwürdigster Herr, solches Wild um diese Jahreszeit?»

«Dies», antwortete er mit einem wohlgefälligen Lächeln, «ist ein Geheimnis, das ich Ihnen mit Vergnügen mitteilen werde.» Der Herr Abt war ein Leckerzahn ersten Ranges und ein kenntnisvoller Feinschmecker; denn, obwohl er sich für einen mässigen Mann ausgab, hatte er doch die feinsten Weine und die ausgesuchtesten Speisen. Man trug eine prachtvolle Lachsforelle auf, die ihm ein Lächeln entlockte, und das gute Essen mit einem feinen Scherze würzend, sagte er mir in gutem Latein, es würde lächerlich sein, die Forelle nicht essen zu wollen, weil sie ein Fisch wäre; um aber seinen Sophismus zu beschönigen, fügte er hinzu: «Etwas Fastenspeise ist notwendig, um die Fleischkost zu dämpfen.»

Während unseres Geplauders beobachtete der Herr Abt mich, und da mein reicher Anzug ihm die Gewissheit gab, dass ich nichts von ihm verlangen würde, so sprach er mit Zuversicht und liess sich sogar ein wenig gehen.

Als das Mahl beendet war, machte der Kanzler eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und entfernte sich. Gleich darauf führte der Abt mich im ganzen Kloster herum und zuletzt auch in die Bibliothek, wo sich das Bildnis des Kurfürsten von Köln in erzbischöflicher Tracht befand. Ich sagte ihm, das Bild sei ähnlich, aber hässlicher als das Original. Zugleich zog ich die Dose hervor, die ich von dem Kirchenfürsten erhalten hatte, und zeigte sie ihm mit der Bemerkung, das Bild sei sprechend ähnlich. Er betrachtete es wohlgefällig und lobte die Laune Seiner Hoheit sich als Grossmeister des deutschen Ordens malen zu lassen. Ich sah aber auch, dass die Schönheit der Dose dem Herrn Abt keinen schlechten Begriff von meiner Persönlichkeit gab. Über den Anblick der Bibliothek würde ich laut aufgeschrien haben, wenn ich allein gewesen wäre. Sie enthielt nur Folianten, und die neuesten waren ein Jahrhundert alt. Alle diese dicken Bücher handelten nur von Theologie und religiösen Streitfragen: Bibeln, Kommentare, Kirchenväter, mehrere rechtswissenschaftliche Werke in deutscher Sprache, Annalen und das grosse Wörterbuch von Hoffmann.



«Ohne Zweifel, hochwürdigster Herr,» fragte ich ihn, «haben Ihre Mönche ihre Privatbüchereien, worin sich naturwissenschaftliche und geschichtliche Werke und Reisebeschreibungen finden?»

«Nein; meine Mönche sind brave Leute, die sich nur um ihre Andachtspflichten kümmern und in süsser Unwissenheit friedlich dahinleben.»

Ich weiss nicht, was mir in diesem Augenblick durch den Kopf fuhr, aber genug, mich wandelte eine unbegreifliche Laune an --- nämlich Mönch zu werden. Ich sagte dem Abt zuerst nichts davon, aber ich bat ihn, mich in sein Kabinett zu führen, indem ich ihm sagte: «Ich wünsche, hochmütigster Herr, Ihnen eine Generalbeichte aller meiner Sünden abzulegen, damit ich morgen, rein von allen Verbrechen, das heilige Abendmahl empfangen kann.»

Ohne mir zu antworten, fühlte er mich in ein hübsches Gartenhaus, wo er mir sagte, er sei bereit, mich anzuhören; doch litt er nicht, dass ich niederkniete.

Ihm gegenüberstehend erzählte ich ihm drei Stunden hintereinander eine Menge ärgerlicher Geschichten; aber ich erzählte sie ohne Salz, denn ich war in einer asketischen Stimmung und musste in einem Stil der Zerknirschung reden, die ich in Wirklichkeit nicht empfand; denn wenn ich meine tollen Streiche wieder durchging, fand ich die Erinnerung daran durchaus nicht unangenehm.

Trotzdem glaubte der durchlauchtigste oder hochwürdigste Herr zum wenigsten an meine Reue, denn er sagte mir: wenn ich durch ein ordentliches Leben die Gnade wieder gefunden hätte, so würde auch meine Zerknirschung vollkommen sein. Noch der Meinung dieses guten Abtes und noch mehr nach meiner eigenen, ist ohne die Gnade Zerknirschung unmöglich.

Nachdem er die Worte des Sakraments gesprochen hatte, die die Macht haben, das ganze Menschengeschlecht wieder unschuldig zu machen, riet er mir, mich auf ein Zimmer zurückzuziehen, wohin er mich führen lassen würde, dort den Rest des Tages im Gebet zu verbringen und früh zu Bett zu gehen, vorher jedoch zu Abend zu essen, wenn ich gewohnt wäre, den Tag mit einer Mahlzeit zu beschliessen. Er sagte mir, am nächsten Morgen nach der ersten Messe würde ich das Abendmahl erhalten; hierauf trennten wir uns.

Ich gehorchte mit einer Gefügigkeit, die ich später niemals habe begreifen können; aber damals dachte ich nicht daran. Allein in einem Zimmer, das ich mir nicht die Mühe nahm, näher zu untersuchen, überliess ich mich den Gedanken, die ich vor meiner Beichte gehabt hatte; ich überredete mich leicht, dass der Zufall oder vielmehr mein guter Geist mich gerade an den Ort geführt habe, wo das Glück mich erwarte, und wo ich bis zu meiner letzten Stunde vor den Tücken des Schicksals geschützt sein werde. Es hängt nur von mir ab, sagte ich zu mir, ob ich hier bleiben will, denn ich bin überzeugt, der Abt wird mir das Ordenskleid nicht verweigern, wenn ich ihm zehntausend Taler gebe, um sie für mich auf Leibrenten zu legen.

Um glücklich zu sein, brauchte ich, so schien es mir, nur eine Bibliothek nach meinem Geschmack, und ich bezweifelte durchaus nicht, dass der Abt mir erlauben würde, mir nach meinem Belieben alle Bücher anzuschaffen, wenn ich ihm verspräche, sie nach meinem Tode dem Kloster zu schenken, vorausgesetzt, dass mir bei Lebzeiten die freie Benutzung zustände.



Was die Gesellschaft der Mönche anbelangte, Zwietracht, Neid und alle gegenseitigen Quälereien, die von solchen Vereinigungen unzertrennlich sind, so fühlte ich mich sicher, dass ich sie nicht zu fürchten haben würde, da ich nichts wollte und keinen Ehrgeiz hatte, der ihre Eifersucht hätte erregen können. Obgleich ich mich in einer Art von Verzauberung befand, sah ich aber doch die Möglichkeit der Reue voraus, und mir schauderte davor; aber ich hoffte dagegen ein Mittel finden zu können. Indem ich um das Kleid des heiligen Benedikt bitte, sagte ich zu mir, werde ich ein zehnjähriges Noviziat verlangen; kommt die Reue nicht während dieser zehn Jahre, so kann sie unmöglich später kommen, übrigens wollte ich in aller Form erklären, dass ich nach keinem Amte, nach keiner geistlichen Würde strebte. Ich wollte nur Frieden mit hinlänglicher Freiheit, um nach meinen neuen Neigungen leben zu können, ohne zu irgend einem Skandal Anlass zu geben. Die Schwierigkeit, die die erbetene lange Dauer meines Noviziats vielleicht verursachen könnte, gedachte ich dadurch zu heben, dass ich im Falle einer Sinnesänderung die vorausbezahlten zehntausend Taler preisgäbe.

Ich schrieb vor dem Schlafengehen diesen ganzen schönen Plan nieder, und da ich am nächsten Tage mich noch ebenso fest entschlossen fand, so übergab ich nach dem Abendmahl meine Schrift dem Abt, der mich in seinem Zimmer erwartete, um mit mir die Morgenschokolade zu trinken.

Er las sofort meine Eingabe und legte sie, ohne ein Wort zu sagen, auf den Tisch; nach dem Frühstück las er sie noch einmal, wobei er im Zimmer auf und ab ging, und sagte mir dann, er werde mir nach dem Mittagessen eine Antwort geben.

Ich erwartete die Mittagsstunde mit der Ungeduld eines Kindes, dem man Spielsachen für seinen Namenstag versprochen hat; so sehr kann eine törichte Voreingenommenheit einen Menschen ändern, indem sie im Nu seinem Geist eine neue Richtung gibt. Wir speiseten ebenso gut wie am Tag vorher, und als wir vom Tische aufgestanden waren, sagte der lebenswürdige Abt zu mir: «Mein Wagen erwartet Sie vor der Tür, um Sie nach Zürich zurückzubringen. Reisen Sie ab, und gönnen Sie mir vierzehn Tage Zeit zur Antwort. Ich werde sie Ihnen persönlich überbringen. Einstweilen bitte ich Sie, diese beiden versiegelten Briefe selber abzugeben.»

Ich antwortete ihm, er habe zu befehlen; ich würde seinen Auftrag pünktlich ausführen und ihn im Schwert erwarten, in der Hoffnung, dass er meine Wünsche erfüllen würde. Ich ergriff seine Hand, die er sich küssen liess, und fuhr ab.

Als mein Spanier mich sah, lachte der Bursche laut auf. Ich erriet seinen Gedanken und fragte ihn: «Worüber lachst du?» .

«Ich lache darüber, dass Sie, kaum in der Schweiz angekommen, sich zwei Tage lang zu amüsieren wissen, ohne nach Hause zu kommen.»

«Schon gut; sage dem Wirt, ich brauche einen guten Wagen, der mir vierzehn Tage lang zur Verfügung steht, und einen Lohndiener, für den er bürgt.»

Mein Wirt hiess Ott; er war Hauptmann gewesen und stand in Zürich in grosser Achtung. Er sagte mir, ich könne mich auf den Diener verlassen, den er mir besorgen werde; es gebe jedoch in der ganzen Gegend nur offene Wagen. In Ermangelung eines besseren gab ich mich mit einem solchen zufrieden.

Schon am nächsten Morgen bestellte ich die Briefe, die der Abt mir gegeben hatte. Der eine war für einen Herrn Orelli, der andere für Herrn Pestalozzi; ich fand keinen von ih-



nen zu Hause, aber im Laufe des Nachmittags besuchten sie mich alle beide und luden mich zum Essen ein. Auch forderten sie mich auf, sie am gleichen Abend in das Stadtkonzert zu begleiten. Dies war das einzige öffentliche Vergnügen, das man in Zürich fand; es konnten nur Mitglieder der Gesellschaft und Fremde daran teilnehmen. Diese letzteren mussten einen Taler bezahlen, obgleich sie die Ehre hatten, durch ein Mitglied vorgestellt zu werden. Die beiden Herrn lobten den Abt von Einsiedeln um die Wette.

Ich fand das Konzert schlecht und langweilte mich. Die Herren sassen alle zusammen auf der rechten Seite, die Damen auf der linken. Dies ärgerte mich, denn trotz meiner frischen Bekehrung sah ich drei oder vier hübsche Damen, die mir gefielen und die sich oft nach mir umsahen. Ich hätte ihnen gerne einige hübsche Redensarten gesagt, gewissermassen zum Abschied von meinem bisherigen Lebenswandel.

Als das Konzert zu Ende war, gingen alle in bunter Reihe hinaus, und die beiden Bürger stellten mich ihren Frauen und Töchtern vor. Diese Fräuleins waren die nettesten an Ort und Stelle und gehörten zu denen, die ich bemerkt hatte.

Auf der Strasse macht man keine langen Zeremonien; sobald ich den beiden Herren gedankt hatte, begab ich mich wieder nach dem Schwert.

Am nächsten Tage speiste ich bei Herrn Orelli und hatte Gelegenheit, seiner schönen Tochter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; doch liess ich sie nicht merken, welchen Eindruck sie auf mich gemacht hatte. Am folgenden Tage spielte ich dieselbe Rolle bei Herrn Pestalozzi, obgleich seine reizende Tochter mich leicht auf einen Ton der Galanterie hätte stimmen können. Aber zu meinem grossen Erstaunen war ich vollkommen vernünftig, und nach vier Tagen hatte ich in der ganzen Stadt den besten Ruf. Ich fand es sehr merkwürdig, dass man mich auf den Promenaden mit einer Ehrerbietigkeit grüsste, an die ich nicht gewöhnt war; aber in der frommen Stimmung, in der ich mich befand, diente dies nur dazu, mich in meinem Gedanken zu bestärken, dass es eine wahre göttliche Eingebung sei, die Kutte anzuziehen. Allerdings langweilte ich mich, aber ich dachte, dies wäre unvermeidlich bei einer so durchgreifenden Änderung des Lebenswandels und würde vorübergehen, wenn ich erst besser an ein verständiges Leben gewöhnt wäre.

Um es sobald wie möglich meinen künftigen Mitbrüdern gleichzutun, studierte ich jeden Morgen drei Stunden lang die deutsche Sprache. Ich hatte zu diesem Zweck einen eigentümlichen Lehrer angenommen, namens Giustiniani, der früher Kapuziner gewesen und aus Verzweiflung Protestant geworden war. Dieser arme Mann, dem ich jeden Morgen einen Sechsfrankentaler gab, betrachtete mich als einen Abgesandten des Himmels, während ich in meiner Anwendung von Frömmerei ihn für einen Teufel der Hölle hielt, denn er benutzte jeden Augenblick, wo ich den Unterricht unterbrach, um auf alle religiösen Genossenschaften zu schimpfen. Gerade die angesehensten und bestgeachteten waren nach seiner Meinung die schlimmsten, weil sie die verführerischsten wären. Er nannte alle Mönche elendes Gesindel, einen Schandfleck des Menschengeschlechtes.

«Aber», sagte ich eines Tages zu ihm, «da ist doch zum Beispiel Unsere Liebe Frau von Einsiedeln; Sie werden doch zugeben...»

«Was?» rief mein Genuese, ohne mich ausreden zu lassen, «glauben Sie, ich könnte von meinem Tadel eine Gesellschaft von vierzig Ignoranten, Faulenzern, lasterhaften Heuchlern ausnehmen? Sie treiben schmutzige Unzucht, leben unter dem Schutze eines Gewandes der Demut in Laster und Stolz und verzehren das Gut der armen Dummköpfe, die sich um ihretwillen entblößen, während sie doch von der Arbeit ihrer Hände leben könnten.»



«Aber Seine Hochwürden, der Abt?»

«Ein emporgekommener Bauer, der den Fürsten spielt und die Geckenhaftigkeit so weit treibt, sich wirklich für einen Fürsten zu halten.»

«Aber er ist es doch.»

«Nicht mehr als ich, der ich nichts bin. Ich sehe in ihm weiter nichts als einen Hanswurst.»

«Was hat er Ihnen getan?»

«Nichts, aber er ist ein Mönch.»

«Er ist mein Freund.»

«In diesem Falle nehme ich zwar nichts zurück, aber ich bitte Sie um Verzeihung.»

Dieser Giustiniani hatte grossen Einfluss auf mich, aber ohne dass ich es selber wusste; denn in meiner Überzeugung von meiner innerlichen Berufung hielt ich ihn für ungefährlich. Ein neuer Vorfall zerstörte jedoch gänzlich den Einfluss, den Unsere Liebe Frau von Einsiedeln auf mich gemacht hatte.

Am Tage vor dem angekündigten Besuch des Abtes stand ich gegen sechs Uhr abends an meinem Fenster, das nach der Brücke hinausging, und unterhielt mich damit, die Vorübergehenden zu betrachten, als ich plötzlich in scharfem Trabe einen vierspännigen Wagen daher kommen sah, der vor der Tür des Gasthofes hielt. Es sass kein Bedienter darauf; infolgedessen öffnete der Kellner den Schlag, und ich sah vier gut gekleidete Damen aussteigen. An den drei ersten bemerkte ich nichts Besonderes, aber die vierte, die als Amazone gekleidet war, fiel mir durch ihre Eleganz und ihre Schönheit auf. Es war eine junge Brünnette mit schön geschnittenen, grossen Augen, über denen sich schön geschwungene Brauen wölbten; sie hatte eine Haut wie Lilien und Rosen und trug eine Mütze von blauem Atlas mit einer silbernen Troddel, die ihr auf das Ohr herabfiel und ihr ein sieghaftes Aussehen gab, dem ich nicht zu widerstehen vermochte. Ich beugte mich soweit wie möglich aus dem Fenster vor, und sie hob den Kopf und sah mich an, wie wenn ich sie gerufen hätte. Meine gezwungene Stellung nötigte sie, mich eine halbe Minute lang anzusehen; das war zuviel für eine bescheidene Frau und mehr als genug, um mich zu entflammen.

Ich eilte an das Fenster meines Vorzimmers, das auf die Treppe ging, und bald sah ich sie vorüberlaufen, um ihre Begleiterinnen einzuholen. Als sie mir gegenüber war, drehte sie sich zufällig um und stiess bei meinem Anblick einen Schreckensschrei aus, wie wenn sie ein Gespenst gesehen hätte; sie erholte sich jedoch sofort wieder, lief mit ausgelassenem Lachen weiter und begab sich zu den drei Damen, die schon in ihrem Zimmer waren.

Sterbliche, versetzt euch an meine Stelle und widersteht, wenn ihr könnt, einer so unerwarteten Begegnung, und ihr Fanatiker beharrt, wenn ihr den Mut habt, bei dem lächerlichen Plan, euch in einem Kloster zu begraben, wenn ihr gesehen habt, was ich am 23. April in Zürich sah!



Ich war so aufgeregt, dass ich mich auf mein Bett werfen musste, um wieder ruhig zu werden. Nach einigen Minuten stand ich wieder auf, ging halb willenlos an das Flurfenster und sah den Kellner aus dem Zimmer der Damen kommen.

«Kellner, ich werde im Speisesaal essen.»

«Wenn Sie dies tun, um die Damen zu sehen, so ist es zwecklos, denn diese lassen sich das Abendessen im Zimmer auftragen. Sie wollen früh zu Bett gehen, weil sie in aller Frühe abreisen.»

«Wohin reisen sie?»

«Zu Unserer Lieben Frau nach Einsiedeln, wo sie ihre Andacht errichten wollen.»

«Woher kommen sie?»

«Aus Solothurn.»

«Wie heissen sie?»

«Das weiss ich nicht.»

Ich legte mich wieder auf mein Bett und dachte darüber nach, wie ich an die schöne Amazone herankommen könnte.

Soll ich nach Einsiedeln gehen? Ja, was soll ich aber dort tun? Die Damen wollen dort beichten; ich kann mich doch nicht in den Beichtstuhl setzen. Wie würde ich aussehen unter allen diesen Mönchen und Heiligenbildern? Und wenn ich unterwegs dem Abt begegnete --- was bliebe mir anders übrig als wieder umzukehren? Hätte ich einen treuen Freund bei mir, so könnte ich mich in einen Hinterhalt legen und die Zauberin entführen; dies wäre leicht gewesen, denn es war kein Mann bei ihr, um sie zu verteidigen. Wie wäre es, wenn ich mich dreist zum Abendessen bei ihnen einlüde? Ja, aber diese schrecklichen drei Frauenzimmer! Man würde mich zurückweisen. Mir schien, die schöne Amazone könne nur oberflächlich fromm sein; denn aus ihrem Gesicht sprach Liebe zum Vergnügen, und ich hatte mich seit langer Zeit daran gewöhnt, die Frauen nach ihrem Mienenspiel zu beurteilen.

Ich wusste nicht, was ich anfangen sollte, als ich einen höchst glücklichen Einfall hatte. Ich stellte mich an das Flurfenster und blieb dort so lange, bis der Kellner vorüberkam. Ich liess ihn in mein Zimmer eintreten, drückte ihm zur Einleitung ein Goldstück in die Hand und sagte ihm, er möchte mir seine grüne Schürze leihen, denn ich wolle den Damen bei ihrem Abendessen aufwarten.

«Du lachst?»

«Ja, gnädiger Herr, über Ihre Laune, deren Zweck ich ahne.»

«Du bist ein Pfiffikus.»

«So sehr wie Sie einer. Ich werde Ihnen eine schöne, ganz neue Schürze holen. Die Hübsche hat mich gefragt, wer Sie seien.»



«Was hast du ihr geantwortet?»

«Sie seien Italiener, weiter nichts.»

«Sei verschwiegen, und ich werde das Goldstück verdoppeln.»

«Ich habe Ihren Spanier gebeten, mir beim Aufwarten zu helfen, denn ich bin ganz allein und muss zugleich unten bedienen.»

«Schön; aber er darf nicht ins Zimmer kommen, denn der Bursche würde sich das Lachen nicht verhalten können. Er kann in die Küche kommen, du gibst ihm die Schüsseln, und er reicht sie mir an der Türschwelle.»

Der Kellner ging und kam gleich darauf mit einer Schürze und mit Leduc wieder, dem ich sehr ernst auseinandersetzte, was er zu tun hätte. Er lachte wie verrückt, versicherte mir jedoch, ich würde mit ihm zufrieden sein. Ich liess mir ein Vorlegemesser geben, band meinen Zopf auf, schlug den Halskragen herunter und band die Schürze über meine scharlachrote goldbestickte Weste. Hierauf betrachtete ich mich im Spiegel und fand mit Befriedigung, dass ich gemein genug aussah, um die bescheidene Persönlichkeit vorzustellen, die ich spielen sollte. Ich war in freudiger Stimmung; denn ich sagte mir, da sie aus Solothurn wären, so müssten sie doch französisch sprechen.

Leduc meldete mir, dass der Kellner gleich kommen werde. Ich, ging in das Zimmer der Damen, musterte die gedeckte Tafel, und sagte zu ihnen: «Man wird sofort auftragen, meine Damen.»

Die hässlichste von den vieren sagte mir: «Beeilen Sie sich nur, wir wollen schon vor Tagesanbruch aufstehen.» Ich rückte Stühle an den Tisch und sah die Schöne von der Seite an. Sie blickte mich an wie wenn sie versteinert wäre. Ich half dem Kellner die Schüsseln auf den Tisch setzen, und hierauf sagte er zu mir: «Hör mal, du, bleib hier; ich muss unten bedienen.»

Ich nahm einen Teller und stellte mich meiner Amazone gegenüber hinter einen Stuhl, von wo aus ich sie unauffällig vorzüglich sehen konnte. Besser gesagt: ich hatte nur für sie Augen. Sie war erstaunt; die anderen beehrten mich nicht einmal mit einem Blick und dies war das Beste, was sie tun konnten. Nach der Suppe eilte ich zu ihr und wechselte ihren Teller; denselben Dienst verrichtete ich auch bei den anderen, worauf sie sich selber das Rindfleisch nahmen.

Während sie assen, nahm ich einen gekochten Kapaun vor und zerlegte ihn kunstgerecht.

«Dieser Kellner», sagte meine Schöne, «bedient sehr gut. Sind Sie schon lange in diesem Gasthof?»

«Erst seit wenigen Wochen, gnädige Frau.»

«Sie servieren ausgezeichnet.»

«Gnädige Frau sind sehr gütig.»



Ich hatte meine Manschetten von prachtvoller englischer Spitze in meine Ärmel hineinsteckt; aber die Hemdenkrause sah ein wenig aus der Weste hervor, die ich nicht sorgfältig zugeknöpft hatte. Sie bemerkte diese und rief: «Warten Sie, warten Sie!»

«Was wünschen Sie, gnädige Frau?»

«Lassen Sie doch mal sehen. Da haben Sie ja prachtvolle Spitzen.»

«Ja, gnädige Frau, das hat man mir gesagt; aber sie sind alt. Ein vornehmer italienischer Herr, der hier wohnte, hat mir sie geschenkt.»

«Haben Sie auch solche Manschetten?»

«Ja, gnädige Frau.»

Mit diesen Worten streckte ich meine Hand aus und knöpfte mit der anderen den Westenärmel auf. Sie zog langsam die Manschetten hervor und schien sich absichtlich so vorzubeugen, dass meine Blicke sich an allem berauschen konnten, was sie ihnen von ihren Reizen darbieten konnte, obgleich sie ziemlich eng geschnürt war. Welch köstlicher Augenblick! Ich wusste, dass sie mich wieder erkannt hatte, und als ich sah, dass sie darüber schwieg, empfand ich eine wirkliche Qual bei dem Gedanken, dass ich mit dieser Maskerade nur bis zu einem gewissen Punkt gehen konnte.

Als sie die Spitzen ziemlich lange betrachtet hatte, sagte ihre Nachbarin zu ihr: «Aber, meine Liebe, was für eine Neugier! Man sollte meinen, du hättest in deinem Leben noch keine Spitzen gesehen.»

Meine liebenswürdige Neugierige errötete.

Nach dem Essen zogen die drei Hässlichen sich jede in eine Ecke zurück, um sich auszukleiden, während ich den Tisch abräumte, und meine Heldin begann zu schreiben. Ich gestehe, es fehlte nicht viel dran, so hätte ich in meiner Eitelkeit mir eingebildet, dass sie an mich schriebe; ich hatte aber doch eine zu gute Meinung von ihr, um nicht diesen Gedanken sofort zu verwerfen. Als ich abgedeckt hatte, stellte ich mich in ehrerbietiger Haltung, wie sie zu der von mir angenommenen Rolle passte, neben die Tür.

«Worauf warten Sie?» fragte die Schöne mich.

«Auf Ihre Befehle, gnädige Frau.»

«Ich danke Ihnen; ich brauche nichts.»

«Sie tragen Stiefel, gnädige Frau, und wenn Sie sich nicht etwa gestiefelt zu Bett legen wollen ...»

«Da haben Sie allerdings Recht; aber ich möchte Ihnen nicht die Mühe machen.»

«Bin ich denn nicht dazu da, Sie zu bedienen, gnädige Frau?»

Mit diesen Worten kniete ich vor ihr nieder und schnürte langsam ihre Halbstiefel auf, während sie ruhig weiter schrieb. Ich ging aber noch weiter: ich löste die Schnalle ihres Hosenbandes und weidete mich am Anblick und noch mehr am Betasten ihrer wundervoll



geformten Waden; aber zu früh für meine Wünsche hörte sie auf zu schreiben, wandte den Kopf um und sagte: «Nun ist es aber genug, mein Herr; ich bemerkte gar nicht, dass Sie sich zu viel Mühe gaben; gehen Sie! Morgen Abend werden wir uns wieder sehen.»

«Sie werden also hier zu Abend speisen, meine Damen?»

«Ja, gewiss.»

Ich nahm ihre Stiefel mit, indem ich sie fragte, ob ich die Tür verschliessen solle.

«Nein, mein Lieber,» antwortete sie mit einer Sirenenstimme, «lassen Sie den Schlüssel von innen stecken.»

Als Leduc die Stiefel der Fee mir abnahm, lachte er wie ein Besessener und sagte: «Sie hat Sie angeführt.»

«Wieso?»

«Ich habe alles gesehen, gnädiger Herr. Sie spielten Ihre Rolle wie der beste Pariser Schauspieler, und ich bin überzeugt, morgen früh wird sie Ihnen einen Louis Trinkgeld geben; aber wenn Sie den nicht mir geben, plaudere ich die ganze Geschichte aus.»

«Da, du Spitzbube, da hast du ihn schon zum voraus; lass mir schnell das Abendessen auftragen.»

Dies, lieber Leser, sind Freuden, die ich mir in meinem Alter nicht mehr verschaffen kann, die ich aber noch in der Erinnerung geniessen darf. Gewisse Ungeheuer predigen die Reue, und gewisse Philosophen erklären unsere Freuden für nichts als Eitelkeiten. Lasst sie reden! Zu bereuen brauchen wir nur Verbrechen, und die Freuden sind Wirklichkeiten, die leider nur zu schnell vergehen.

Ein barmherziger Traum liess mich die Nacht mit meiner Amazone verbringen. Ein Irrtum, aber ein köstlicher Irrtum. Warum kann ich mich nicht mehr in solche süsse Illusionen einwiegen, die die Nächte so lieblich machen!

Bei Tagesanbruch stand ich mit den Stiefeln in der Hand gerade in dem Augenblick vor ihrer Tür, als ihr Kutscher kam und ihnen sagte, sie müssten aufstehen. Ich fragte sie der Form wegen, ob sie frühstücken wollten, und sie antworteten mir lachend, sie hätten gut zu Abend gegessen und daher zu so früher Stunde noch keinen Hunger. Ich ging hinaus, um ihnen Zeit zum Ankleiden zu lassen.

Aber da die Tür halb offen stand und dem Spiegel gegenüber lag, worin meine Schöne sich betrachtete, so berauschten meine Blicke sich an einem Alabasterbusen. Als sie sich geschminkt und ihr Kleid angezogen hatte, rief sie nach ihren Stiefeln. Ich bat sie um die Erlaubnis, sie ihr anziehen zu dürfen; sie gestattete das freundlichst, und da sie Hosen von hellgrünem Sammet anhatte, so spielte sie den Kavalier.

Übrigens braucht man sich ja vor einem Kellner keinen Zwang anzutun! Umso schlimmer für ihn, wenn er sich irgendwelche Hoffnungen macht, weil man ihm bedeutungslose Kleinigkeiten gewährt. Er wird dafür bestraft werden; denn wie könnte man annehmen, dass er frech genug wäre, weiter zu gehen? Ich, der ich leider jetzt alt bin, genieesse heu-



te einige Vorrechte dieser Art; ich geniesse ihrer und verachte mich dabei, noch mehr freilich verachte ich die, die sie mir gewähren.

Nach ihrer Abfahrt legte ich mich zu Bett. Ich war ein wenig verwirrt, aber doch voller Hoffnung. Nach meinem Erwachen hörte ich, dass der Abt von Einsiedeln in Zürich sei, und Herr Ott sagte mir, dass der hochwürdigste Herr mit mir allein auf meinem Zimmer speisen würde. Ich antwortete ihm, ich wünschte den Herrn Abt glänzend zu bewirten, und er sollte mir daher die beste Mahlzeit auftragen, die er herzustellen vermöchte. Um die Mittagsstunde liess der gute Prälat sich melden. Er sagte mir ein Kompliment über den guten Ruf, den ich mir in Zürich erworben habe, was in ihm den Glauben erwecke, dass meine Berufung zur Gnade noch immer fortdauere. «Hier habe ich ein Distichon,» sagte er, «das Sie über Ihre Zimmertür schreiben können:

*Inveni portum. Spes et fortuna valet;
Nil mihi vobiscum est: ludite nunc alios!»*

«Dies ist», antwortete ich ihm, «die Übersetzung von zwei Versen des Euripides; aber, gnädiger Herr, ich werde sie ein andermal verwenden; denn seit gestern habe ich meinen Plan geändert.»

«Dazu wünsche ich Ihnen Glück, und ich will hoffen, dass alle Ihre Wünsche sich erfüllen. Ich will Ihnen sogar im Vertrauen sagen, dass es viel leichter ist, selig zu werden, wenn man in der Welt bleibt, wo man seinen Nächsten nützlich sein kann, als wenn man sich in ein Kloster einschliesst, wo man weder für sich noch für andere zu etwas gut ist.»

Diese Sprache, schien mir, liess nicht auf einen Heuchler schliessen, wie Giustiniani ihn mir geschildert hatte, sondern vielmehr auf einen Ehrenmann mit gesundem Menschenverstand.

Wir hatten ein fürstliches Mahl; denn Herr Ott hatte die drei Gänge mit grosser Kunst zusammengestellt. Wir erheiterten dieses Mahl durch eine ausserordentlich interessante Unterhaltung, bei der auch der feine Scherz nicht fehlte. Nach dem Kaffee sprach ich ihm meinen ehrerbietigsten Dank aus und begleitete ihn an seinen Wagenschlag, wo der hochwürdigste Herr mir wiederholt in der offensten Weise seine Dienste anbot; wir trennten uns, gegenseitig sehr miteinander zufrieden.

Die Anwesenheit und die Unterhaltung dieses liebenswürdigen Geistlichen hatten nicht einen Augenblick meine Gedanken von der schönen Frau abgezogen. Sobald der Abt abgefahren war, stellte ich mich auf die Brücke vor dem Gasthof, um dort den barmherzigen Engel zu erwarten, der eigens von Solothurn gekommen zu sein schien, um mich von der teuflischen Versuchung zu bewahren, in ein Mönchkloster einzutreten. Bis zu ihrer Ankunft baute ich die schönsten Luftschlösser, und gegen sechs Uhr hatte ich endlich das Glück, meine schöne Reisende zu erblicken. Ich versteckte mich, aber so, dass ich sehen konnte, ohne selber gesehen zu werden. Zu meiner grössten Überraschung sah ich sie alle vier zu meinem Fenster hinaufblicken. Diese Neugier zeigte mir, dass die schöne Amazone das Geheimnis verraten hatte, und in meine Überraschung mischte sich ein wenig Zorn. Dieses Gefühl war natürlich, denn ich sah mich nicht nur in meiner Hoffnung getäuscht, dass das Abenteuer noch eine Fortsetzung haben würde, sondern es begann auch meine Zuversicht zu wanken, dass ich meine Rolle gut spielen würde. Trotz meiner Liebe hätte ich um alles in der Welt nicht eingewilligt, mich von ihren drei hässlichen Freundinnen auslachen zu lassen. Ich beschloss augenblicklich, sie in ihrer Erwartung zu täuschen und auf diese Weise sie selber anzuführen. Wenn ich die schöne Amazone interessiert hätte, so würde sie sich natürlich wohl gehütet haben, mein Geheimnis zu verra-



ten; aber sie hatte alles gesagt, und ich sah in ihrer Indiskretion den schlagenden Beweis, dass sie den Spass nicht weiterzutreiben gedachte, oder auch, dass es ihr an dem so notwendigen Geist fehlte, um eine Intrige mit Erfolg durchzuführen. Vielleicht würde ich trotz allen ungünstigen Aussichten die Sache weitergeführt haben, wenn die drei Freundinnen meiner Zauberin einiger Aufmerksamkeit wert gewesen wären; aber genau so wie eine schöne Frau mich fortreisst, bringt eine hässliche mich um alle Stimmung. Um die voraussichtliche Langeweile zu verscheuchen und mich etwas zu zerstreuen, ging ich aus; ich begegnete Giustiniani, erzählte ihm mein Missgeschick und sagte ihm, es würde mir nicht unlieb sein, mich bei irgendeiner käuflichen Schönheit für ein paar Stunden entschädigen zu können.

Er antwortete mir: «Ich werde Sie bis an die Tür eines Hauses führen, wo Sie das Gewünschte finden werden. Sie steigen bis zum zweiten Stockwerk hinauf; dort empfängt Sie eine alte Frau, der Sie meinen Namen ins Ohr flüstern müssen. Ich wage es nicht, Sie zu begleiten; denn dies würde in der Stadt bekannt werden und mir Verdrüsslichkeiten mit der Polizei zuziehen, die in dieser Beziehung von einer lächerlichen Strenge ist. Ich rate Ihnen sogar, das Haus nicht eher zu betreten, als bis Sie ganz sicher sind, nicht gesehen zu werden.» Auf den Rat meines Exkapuziners wartete ich bis zum Dunkelwerden. Ich wurde freundlich aufgenommen; aber ich bekam ein schlechtes Abendessen und langweilte mich mit jungen Arbeiterinnen bis Mitternacht. Nicht als ob die beiden Nymphen nicht sehr hübsch gewesen wären, aber mein Kopf war voll von meiner Amazone; ausserdem ermangelten sie trotz ihrer Frische und Sauberkeit jener Anmut, die den Freuden der Liebe so hohen Reiz verleiht. Meine in diesem Lande unbekannt Freigebigkeit verschaffte mir die Gunst der Alten; sie versprach mir, sie werde mir das Beste besorgen, was in der Stadt zu haben sei, aber sie bat mich dringend, die grösste Vorsicht zu beobachten, um beim Betreten ihres Hauses nicht gesehen zu werden.

Als ich nach Hause kam, sagte Leduc mir, ich hätte wohl daran getan, mich aus dem Staube zu machen; denn meine Maskerade wäre bekannt geworden und alle, sogar Herr Ott, würden ihren Spass daran gehabt haben, mich die Kellnerrolle spielen zu sehen. «Ihre Stelle», schloss er, «habe ich eingenommen. Die Schöne, die Sie gefesselt hat, heisst Frau von ***, und ich gestehe, ich habe niemals etwas so Pikantes gesehen.»

«Hat sie gefragt, wo der andere Kellner wäre?»

«Nein, aber ihre Begleiterinnen haben mich mehrere Male danach gefragt.»

«Und Frau von *** hat nichts gesagt?»

«Sie hat den Mund nicht aufgetan; sie sah sehr traurig aus und sass ganz teilnahmslos da, bis ich sagte, Sie wären nicht gekommen, weil Sie krank wären.»

«Das ist eine Dummheit, warum hast du ihr das gesagt?»

«Irgendetwas musste ich ihr doch sagen.»

«Das ist wahr. Hast du ihr die Stiefel aufgeschnürt?»

«Nein, sie wollte es nicht.»

«Wer hat dir ihren Namen gesagt?»



«Der Kutscher. Die Dame ist seit kurzem mit einem älteren Mann verheiratet.»

Ich ging zu Bett, ohne recht zu wissen, was ich von der Plauderhaftigkeit und von der Traurigkeit der Schönen denken sollte. Es wurde mir schwer, zwei so widersprechende Dinge zusammenzureimen. Da ich wusste, dass sie in aller Frühe abreisen wollte, stellte ich mich an mein Fenster, um sie in den Wagen steigen zu sehen. Aber ich zog die Vorhänge so zusammen, dass ich nicht gesehen werden konnte. Frau von *** stieg zuletzt ein; wie wenn sie sehen wollte, ob es regne, nahm sie ihre Atlasmütze ab und erhob den Kopf. Sofort schob ich mit der einen Hand den Vorhang zur Seite, nahm mit der anderen Hand meine Mütze ab, grüsste sie und warf ihr eine Kusshand zu. Sie grüsste mich auf das anmutigste wieder und belohnte mich für meine Kusshand mit dem lebenswürdigsten Lächeln.

Band 3 – Sechzehntes Kapitel

Meine Abreise von Zürich. --- Komisches Erlebnis in Baden. --- Solothurn. --- Herr von Chavigny. --- Herr und Frau von *. --- Ich spiele Komödie. --- Ich stelle mich krank, um mein Glück zu beschleunigen.**

Herr Ott stellte mir seine beiden Söhne vor, junge Leute, die wie Prinzen erzogen waren. In der Schweiz ist ein Gastwirt nicht immer ein Mann ohne Bedeutung. Mancher macht ein so gutes Haus wie anderswo ein Mann der besten Gesellschaft; jedes Land hat seine Sitten. Der Gastwirt führt bei Tisch den Vorsitz und glaubt sich nicht zu erniedrigen, wenn er seine Tafelgäste bezahlen lässt. Er hat Recht. Erniedrigend ist nur das Laster. Ein Schweizer Wirt nimmt nur deshalb den ersten Platz bei Tisch ein, um aufzupassen, dass alle gut bedient werden. Wenn er einen Sohn hat, sitzt dieser nicht etwa gleich dem Vater zu Tisch, sondern er wartet auf, die Serviette über dem Arm. In Schaffhausen stand der Sohn meines Wirtes, ein Hauptmann bei der Reichsarmee, hinter meinem Stuhl, um mir die Teller zu wechseln, während sein Vater an der Spitze der Tafel sass.

An jedem anderen Orte würde er sich haben bedienen lassen, aber in seinem Hause glaubte er sich zu ehren, indem er andere bediente, und er hatte Recht.

Dies sind nun einmal die Ansichten der Schweizer, worüber einige oberflächliche Köpfe sich lustig machen, aber sehr mit Unrecht. Allerdings verhindert ihre Ehre und viel gerühmte Redlichkeit die Schweizer nicht, die Fremden zu schinden. Sie verstehen dies ebenso gut wie die Holländer; aber die Leichtsinnigen, die sich schinden lassen, lernen bald, dass man die Preise vorher vereinbaren muss; dann wird man gut behandelt und zahlt vernünftige Preise. Durch diese Vorsicht schützte ich mich in Basel gegen den berühmtesten Schinder Imhoff, im Gasthof zu den «Drei Königen».

Herr Ott machte mir ein Kompliment über meine Verkleidung als Kellner und sagte mir, er bedaure, dass er mich nicht meines Amtes habe walten sehen, aber er lobte mich, dass ich den Scherz nicht beim zweiten Abendessen wiederholt hätte. Nachdem er mir für die seinem Hause erwiesene Ehre gedankt hatte, bat er mich, ich möchte ihm nicht die Ehre abschlagen, wenigstens einmal vor meiner Abreise an seinem Tische zu speisen. Ich antwortete ihm, ich würde mit Vergnügen noch an demselben Tage bei ihm speisen; ich tat das und wurde wie ein grosser Herr bewirtet.

Wie der Leser sich wohl denken kann, hatte der letzte Blick meiner schönen Amazone nicht das Feuer gelöscht, das ihr erster Anblick in meinem Herzen entzündet hatte. Er



hatte im Gegenteil die Flamme stärker angefacht, indem er in mir die Hoffnung erweckte, dass es mir gelingen könnte, sie näher kennen zu lernen. Ich beschloss also nach Solothurn zu gehen, um das Abenteuer zu einem glücklichen Ende zu führen. Ich nahm einen Kreditbrief auf Genf und schrieb an Frau von Urfé, sie möchte mir einen sehr dringlichen Empfehlungsbrief für den französischen Gesandten Herrn de Chavigny schicken. Um sie zur Eile zu bewegen, sagte ich, es wäre für mich im Interesse unseres Ordens sehr notwendig, mit diesem Diplomaten genau bekannt zu werden. Ich bat sie, mir ihre Briefe postlagernd nach Solothurn zu schicken. Ich schrieb auch an den Herzog von Württemberg, der mir niemals geantwortet hat. Er musste allerdings meinen Brief sehr bitter finden.

In Zürich besuchte ich auch noch ein paar mal die Alte, mit der Giustiniani mich bekannt gemacht hatte; aber obgleich ich allen Anlass hatte, in Bezug auf das Körperliche völlig befriedigt zu sein, unterhielt ich mich doch nur schlecht, da meine Nymphen nur die Schweizer Mundart sprachen, die eine harte Abart der deutschen Sprache ist. Ich habe stets gefunden, dass ohne das Vergnügen der Sprache das Vergnügen der Liebe diesen Namen nicht verdient; ich kann mir keinen dümmern Genuss vorstellen, als den mit einer Stummen, wäre sie auch sonst schön wie die Göttin von Amathunt.

Kaum von Zürich abgereist, musste ich in Baden schon Halt machen, um meinen Wagen ausbessern zu lassen, den Herr Ott mir besorgt hatte. Ich hätte gegen elf Uhr weiterreisen können; da ich jedoch erfuhr, dass eine junge polnische Dame, die in Einsiedeln ihre Andacht verrichten wollte, an der Wirtstafel speisen würde, so blieb ich aus Neugier. Aber ich kam nicht auf meine Kosten, denn ich fand an ihr nichts, was eines Opfers würdig gewesen wäre.

Während man gleich nach dem Essen meinen Wagen anspannte, kam die recht hübsche Tochter des Wirtes in den Speisesaal und forderte mich auf, mit ihr einen Walzer zu tanzen. Es war ein Sonntag. Plötzlich trat der Vater ein, und die Tochter lief hinaus.

«Mein Herr,» sagte der Spitzbube von einem Bauern zu mir, «Sie sind verurteilt, einen Louis Busse zu zahlen.»

«Warum?» .

«Weil Sie an einem Feiertage getanzt haben.»

«Gehen Sie zum Kuckuck --- ich werde nicht bezahlen.»

«Sie werden bezahlen!» sagte er, und dabei hielt er mir ein grosses Plakat vor, das ich nicht lesen konnte.

«Ich lege Berufung ein.»

«An wen, mein Herr?»

«An den Richter des Ortes.»

Er ging hinaus. Eine Viertelstunde darauf meldete man mir, der Richter erwarte mich in einem Nebenzimmer. Ich dachte bei mir selber, in diesem Lande seien doch die Richter sehr höflich; als ich aber das Zimmer betrat, sah ich meinen Spitzbuben mit einer Perücke und einem Mantel ausgestattet.



«Mein Herr,» sagt das Chamäleon zu mir, «ich bin der Richter.»

«Richter und Partei, wie ich sehe.»

Er schreibt etwas, bestätigt die frühere Verurteilung und verurteilt mich ausserdem, sechs Franken für die Kosten zu bezahlen.

«Aber wenn mich Ihre Tochter nicht verführt hätte, würde ich nicht getanzt haben; sie ist ebenso schuldig wie ich.»

«Sehr richtig, mein Herr, hier ist ein Louis für sie.»

Mit diesen Worten zieht er einen Louis aus der Tasche, legt ihn auf seinem Schreibtisch neben sich und sagt zu mir: «Jetzt Ihren Louis.»

Ich fing an zu lachen, bezahlte und verschob meine Abreise bis zum anderen Morgen.

In Luzern besuchte ich auf der Durchreise den apostolischen Nuntius, der mich zum Essen einlud, und in Freiburg die junge und galante Frau des Grafen Affry, bei der ich einige Augenblicke verbrachte. Etwa zehn Meilen vor Solothurn hatte ich einen eigentümlichen Anblick.

Ich hatte in einem Dorf Halt gemacht, um dort zu übernachten. Im Gasthof hatte ich mich des Wundarztes bemächtigt, den ich dort antraf; ich lud ihn zum Abendessen ein und machte mit ihm in Erwartung desselben einen Spaziergang. Die Nacht brach herein, als ich in einer Entfernung von etwa hundert Schritt einen Mann bemerkte, der gewandt an der Mauer eines Hauses emporkletterte und in einem Fenster des ersten Stockes verschwand.

«Sehen Sie, ein Dieb», sagte ich dem Chirurgen.

Er fing an zu lachen und sagte: «Dieser Brauch muss Ihnen wunderbar erscheinen; aber er ist in mehreren Gegenden der Schweiz üblich. Der Mann, den Sie eben sahen, ist ein verliebter junger Bauer, der die Nacht bei seiner Zukünftigen verbringen will. Morgen früh verlässt er sie verliebter denn je; denn sie wird ihm sicherlich die letzte Gunstbezeugung nicht gewähren. Wäre sie schwach genug, seinen Begierden nachzugeben, so würde er sie wahrscheinlich nicht heiraten, und dann wäre es schwer für sie, einen anderen Mann zu finden.»

Ich fand in Solothurn auf der Post einen Brief von Frau d'Urfé, und in diesem einen anderen von dem Herzog de Choiseul für den Botschafter Herrn von Chavigny. Er war versiegelt; aber der Name des Ministers, der ihn geschrieben hatte, stand unter der Adresse. Ich nahm einen Lohnwagen, zog ein Hofkleid an und fuhr zum Botschafter. Da Seine Exzellenz nicht zu Hause war, hinterliess ich den Brief und meine Karte. Es war ein Feiertag; ich ging zum Hochamt, und zwar --- ich will es gestehen --- weniger um dort Gott zu suchen, als in der Hoffnung, meine Amazone zu finden. Ich sah mich jedoch in meiner Erwartung getäuscht.

Nach dem Gottesdienst machte ich einen Spaziergang; hierauf ging ich in meinen Gasthof zurück, wo ich einen Offizier vorfand, der mich im Auftrag des Botschafters zum Essen einlud.



Frau d'Urfé schrieb mir in ihrem Brief, sie wäre eigens nach Versailles gefahren und hätte durch Vermittelung der Frau von Grammont einen Empfehlungsbrief für mich erhalten, wie ich ihn nur wünschen könnte. Dies war mir angenehm, denn ich gedachte, in Solothurn als Mann von Bedeutung aufzutreten. Ich hatte viel Gold und ich wusste, dass man mit diesem glücklichen Metall die blödesten wie die hellsten Augen blendet. Herr von Chavigny war dreissig Jahre vorher Gesandter in Venedig gewesen; ich wusste eine Menge Anekdoten, bei denen er eine Rolle gespielt hatte, und ich war ungeduldig, ihn kennen zu lernen, um zu sehen, wie er mir nützlich werden könnte.

Zur bezeichneten Stunde folgte ich der Einladung und fand alle Leute des Botschafters in der grossen Livree; ich erblickte hierin ein günstiges Vorzeichen. Ich wurde angemeldet und bemerkte, dass ein Page, sobald ich erschien, beide Flügel der Tür öffnete. Ein schöner Greis kam mir entgegen, richtete die liebenswürdigsten Worte an mich und stellte mir alle Anwesenden vor, die im Kreise herum standen. Dann stellte er mit einer feinen Wendung eines alten Hofmannes sich so, als ob er sich meines Namens nicht entsinne, zog den Brief des Herzogs von Choiseul aus der Tasche und las laut die Stelle vor, in welcher der Minister ihm ans Herz legte, mich mit der grössten Auszeichnung zu empfangen. Er wies mir einen Lehnstuhl zu seiner Rechten an und richtete mehrere Fragen an mich, auf die ich zu antworten hatte, dass ich nur zu meinem Vergnügen reise und dass die schweizerische Nation in mehreren Beziehungen allen anderen vorzuziehen sei.

Das Essen wurde aufgetragen, und Seine Exzellenz wies mir den Ehrenplatz zu seiner Rechten an. Wir waren sechzehn bei Tisch, und hinter jedem Gast stand ein langer Lakai in der Livree des Gesandten. Im Lauf des Gesprächs ergriff ich eine passende Gelegenheit, ihm zu sagen, dass man in Venedig noch mit der wärmsten Liebe von ihm spreche.

Er antwortete mir hierauf: «Ich werde mich stets der Freundlichkeiten erinnern, die man mir während meines ganzen Aufenthaltes in der schönen Stadt erzeigt hat; aber nennen Sie mir doch bitte die Personen, die noch von mir sprechen; sie müssen sehr alt sein.»

Auf diese Frage hatte ich nur gewartet. Ich kannte durch Herrn von Malipiero Geschichten, die sich während der Regentschaft zugetragen und ihm grossen Kummer gemacht hatten, und Herr von Bragadino hatte mir von seiner Liebschaft mit der berühmten Stringhetta erzählt.

Seine Exzellenz hatte einen ausgezeichneten Koch; aber über dem Vergnügen, ihn zu unterhalten, vergass ich das Essen. Ich wusste alles, was ich ihm erzählte, so fein zu würzen, dass das Vergnügen, das ich ihm dadurch verschaffte, auf seinem Gesicht geschrieben stand. Als wir von Tische aufgestanden waren, schüttelte er mir die Hand und sagte mir, er habe noch nie so angenehm gespeist, solange er in Solothurn sei. «Meine venezianischen Galanterien», setzte der liebenswürdige Greis hinzu, «haben mich verjüngt, indem sie mich an recht süsse Augenblicke erinnern.» Er umarmte mich und bat mich, während meines ganzen Aufenthaltes in Solothurn mich als einen Angehörigen seiner Familie zu betrachten.

Nach dem Essen sprach er viel von Venedig, pries die dortige Regierung und sagte schliesslich, in keiner Stadt der Welt könne man besser essen, vorausgesetzt, dass man sich gutes Öl und ausländische Weine zu verschaffen wisse. Gegen fünf Uhr lud er mich ein, mit ihm eine Spazierfahrt in einem Vis-à-vis zu machen. Er stieg zuerst ein, und nötigte mich dadurch den Rücksitz einzunehmen.

Wir stiegen bei einem hübschen Landhause ab, wo man uns mit Gefrorenem bewirtete. Auf der Rückfahrt sagte er mir, er habe jeden Abend zahlreiche Gesellschaft, und sofern



es nur angenehm sei, hoffe er, ich werde ihm die Ehre erweisen, daran teilzunehmen; er werde sein Möglichstes tun, damit ich mich nicht langweile. Ungeduldig erwartete ich den Abend, denn es schien nur unmöglich zu sein, dass meine schöne Amazone nicht ebenfalls käme. Dies war jedoch eine vergebliche Hoffnung; ich sah allerdings mehrere Damen kommen, davon waren aber die meisten hässlich und alt, nur wenige leidlich und nicht eine einzige hübsch.

Die Spielpartien wurden verteilt, und ich fand mich an einem Tische mit einer jungen Blonden und mit einer ziemlich alten, aber geistvollen Hässlichen. Ich langweilte mich beim Spiel und verlor fünf- oder sechshundert Marken, ohne den Mund zu öffnen. Nachdem abgerechnet worden war, sagte die Hässliche zu mir, ich sei drei Louis schuldig.

«Drei Louis, Madame?»

«Jawohl, mein Herr; die Marke gilt zwei Sous, Sie haben vielleicht geglaubt, wir spielten um Heller?»

«Im Gegenteil, gnädige Frau; ich habe geglaubt, es ginge um Franken, denn ich spiele niemals niedriger.»

Sie antwortete auf diese Prahlerei nichts, schien aber beleidigt zu sein. Als ich nach der langweiligen Spielpartie mich wieder im Saale befand, musterte ich mit einem prüfenden Blick alle Damen, fand jedoch die Gesuchte nicht. Ich wollte mich gerade entfernen, als ich zwei Damen bemerkte, die mich aufmerksam betrachteten. Ich erkannte sie auf den ersten Blick; es waren zwei von den Begleiterinnen meiner schönen Amazone, die ich in Zürich zu bedienen die Ehre gehabt hatte. Ich drückte mich, indem ich so tat, wie wenn ich sie nicht erkannt hätte.

Am nächsten Tage kündigte ein Offizier des Botschafters mir den Besuch seiner Exzellenz an. Ich sagte ihm, ich würde nicht ausgehen, bevor ich die Ehre gehabt hätte, ihn zu empfangen, und ich beschloss auf der Stelle, mich bei ihm nach dem zu erkundigen, was mir so sehr am Herzen lag. Wie man sehen wird, ersparte er mir die Mühe.

Ich empfing Herrn von Chavigny aufs allerbeste; nachdem wir vom Regen und guten Wetter gesprochen hatten, sagte er lächelnd, er habe mir etwas furchtbar Dummes zu sagen, bitte mich aber überzeugt zu sein, dass er selber kein Wort davon glaube.

«Ich höre, gnädiger Herr.»

«Zwei Damen, die Sie gestern Abend bei mir gesehen haben, liessen sich nach Ihrem Fortgehen in mein Kabinett führen, um mir zu sagen, ich möchte auf meiner Hut sein, denn Sie wären der Kellner des Gasthofes, wo sie in Zürich gewohnt hätten. Sie behaupteten, Sie hätten sie am Abend ihrer Durchreise bei Tisch bedient. Sie hätten gestern den anderen Kellner jenseits der Aare getroffen; wahrscheinlich wären Sie beide aus irgendeinem Grunde zusammen durchgebrannt. Sie hätten sich sofort gedrückt, nachdem Sie sie bemerkt hätten. Ich habe ihnen geantwortet: selbst wenn Sie mir nicht einen Brief vom Herrn Herzog von Choiseul überbracht hätten, wäre ich sicher, dass sie sich irrten; Sie würden heute mit ihnen speisen, wenn sie mir die Ehre erweisen wollten, meine Einladung anzunehmen. Ferner habe ich ihnen gesagt, Sie hätten sich möglicherweise als Kellner verkleidet, in der Hoffnung, mit einer von ihnen ein Liebesabenteuer zu haben; aber sie haben mir geantwortet: diese Annahme wäre lächerlich, Sie wären weiter nichts als ein Kellner, der sehr geschickt einen Kapaun zu zerlegen und sehr schnell die Teller zu wechseln verstände, und wenn ich es ihnen erlaubte, so würden sie Ihnen in meiner



Gegenwart ein Kompliment darüber machen. »Tun Sie das, meine Damen«, habe ich ihnen gesagt, »er und ich werden darüber lachen.« Und jetzt --- wenn an der ganzen Geschichte etwas Wahres ist, so sagen Sie es mir bitte ohne Rückhalt.»

«Gewiss, ohne Rückhalt --- aber mit Diskretion; denn diese Posse könnte eine Dame blossstellen, die mir teuer ist, und ich wollte lieber sterben, als ihr den geringsten Schaden zufügen.»

«Es ist also wahr; dies interessiert mich sehr.»

«Wahr, gnädiger Herr, bis zu einem gewissen Punkt, denn ich hoffe, Sie werden mich nicht für den Kellner vom Gasthof zum »Schwert« halten.»

«Nein, gewiss nicht; aber Sie haben die Rolle eines solchen gespielt.»

«Ganz recht. Haben die Damen Ihnen gesagt, dass sie zu vieren waren?»

«Ich weiss! die schöne Frau von *** war dabei. Dies erklärt mir das Rätsel. Ich weiss alles, aber Sie haben recht: Verschwiegenheit ist notwendig; denn sie genießt eines makellosen Rufes.»

«Das wusste ich nicht. Die Sache an sich ist ganz unschuldig; aber man könnte eine anstössige Geschichte daraus herausspinnen, die der Ehre der Dame, die mich durch ihre Schönheit geblendet hat, schädlich sein würde.»

Ich erzählte ihm nun ganz ausführlich alles Vorgefallene und sagte: «Ich bin in der Hoffnung, der Schönen den Hof machen zu können, nach Solothurn gekommen. Wenn dies nicht möglich ist, werde ich in drei bis vier Tagen wieder abreisen; zuvor jedoch werde ich die hässlichen Plaudertaschen lächerlich machen, denn sie hätten doch soviel Geist haben müssen, um sich zu sagen, dass der Kellner nur eine Maske war. Wenn sie sich stellen, als ob sie dies nicht wüssten, so können sie dies nur in der Hoffnung tun, mich aufzumuntern und ihrer schönen Begleiterin zu schaden, die sehr übel daran getan hat, jene ins Geheimnis zu ziehen!»

«Sachte, sachte, stürmische Jugend! Sie erinnern mich an meine schönen Tage. Lassen Sie sich umarmen, denn Ihre Geschichte macht mir ein unendliches Vergnügen. Sie werden nicht abreisen, mein lieber Freund, und Sie werden Ihrer schönen Amazone den Hof machen. Lassen Sie mich lachen! Auch ich bin jung gewesen und habe mehr als einmal um schöner Augen willen mich verkleidet. Sie werden heute bei Tisch die beiden boshafte Geschöpfe verspotten, aber nur in scherzhafter Weise. Die Geschichte ist so einfach, dass Herr *** zuerst darüber lachen wird. Es kann seiner Gemahlin nicht unbekannt sein, dass Sie sie lieben, und ich kenne die Frauen gut genug, um zu wissen, dass Ihre Verkleidung ihr nicht missfallen haben wird. Sie weiss, dass Sie sie lieben?»

«Ohne Zweifel.»

Er ging lachend fort und umarmte mich an seinem Wagen zum dritten Male.

Ich konnte nicht daran zweifeln, dass meine Zauberin ihren drei Freundinnen auf der Rückfahrt von Einsiedeln nach Zürich alles erzählt hatte; ich fand daher die Anzeige der beiden Hässlichen an den Gesandten boshaft. Aber ich begriff, dass es im Interesse meines Selbstgefühls lag, ihre Bosheit als einen feinen Scherz auszulegen.



Um halb zwei trat ich beim Botschafter ein; nachdem ich ihm meine Reverenz gemacht hatte, grüsste ich die Gesellschaft und bemerkte meine beiden Damen. Sofort trat ich mit vornehm-leichtem Anstand auf die zu, die mir am boshaftesten aussah, weil sie lahm war, und fragte sie, ob sie mich wieder erkenne.

«Sie geben also zu, dass Sie der Kellner vom ›Schwert‹ sind?»

«Nicht ganz, meine Gnädige; aber ich gebe zu, dass ich es für eine Stunde war, und dass Sie mich dafür bestraft haben, indem Sie mir nicht ein einziges Wörtchen gönnten, obwohl ich die Rolle nur spielte, um das Glück zu haben, Sie zu sehen. Aber ich hoffe, hier ein bisschen mehr Glück zu haben, und hoffe, dass Sie mir gestatten werden, Ihnen meine Huldigungen darzubringen.»

«Das ist erstaunlich! Sie haben Ihre Rolle so gut gespielt, dass der Klügste sich hätte täuschen lassen. Wir werden sehen, ob Sie ebenso geschickt Ihre jetzige Rolle spielen werden. Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, sich bei mir einzufinden, sollen Sie gut aufgenommen werden.»

Nach diesem Austausch von Komplimenten wurde die Geschichte allgemein bekannt, und die Gesellschaft war in voller Heiterkeit darüber, als ich das Glück hatte, Herrn und Frau *** eintreten zu sehen.

«Da ist ja der nette Kellner von Zürich!» sagte sie zu ihrem Gatten. Der brave Mann trat auf mich zu und dankte mir freundlich, dass ich seiner Frau die Ehre erwiesen hätte, ihr die Stiefel anzuziehen.

Ich ersah aus diesem Kompliment, dass sie ihm alles gesagt hatte, und dies war mir äusserst angenehm.

Wir gingen zu Tisch; Herr von Chavigny liess die Schöne zu seiner Rechten sitzen, und ich fand zwischen meinen beiden Verleumderinnen Platz. Da ich meine Karten verdeckt halten musste, so sagte ich ihnen Artigkeiten, obwohl sie mir im höchsten Masse missfielen, und sah Frau ***, die in ihrem neuen Kleide entzückend war, kaum ein einziges Mal an. Der Mann kam mir nicht eifersüchtig vor und sah auch nicht so alt aus, wie ich mir ihn vorgestellt hatte. Der Botschafter lud ihn ein, mit seiner Frau zum Abend dazubleiben und einen improvisierten Ball mitzumachen. Hierauf sagte er: damit er dem Herzog von Choiseul berichten könnte, dass ich mich in Solothurn amüsiert hätte, würde er sich sehr freuen, wenn Theater gespielt würde und wenn Frau von *** einwilligte, noch einmal die schöne Schottin zu spielen. Sie antwortete, sie würde es gerne tun, aber es fehlten zwei Schauspieler.

«Nun,» sagte der freundliche alte Herr, «so werde ich die Rolle des Lord Montrose übernehmen.»

«Und ich», rief ich, «werde den Murray spielen!»

Meine Lahme ärgerte sich über diese Rollenverteilung, weil auf diese Weise nur die hässliche Rolle der Lady Alton übrig blieb. Sie konnte sich nicht enthalten, mir einen Hieb zu versetzen, und sagte: «Warum ist denn nur nicht in dem Stück eine Kellnerrolle! Die spielen Sie so gut!»



«Ihre Bemerkung ist trefflich; aber ich tröste mich mit dem Gedanken, dass Sie mich lehren werden, den Murray besser zu spielen.»

Am nächsten Morgen empfing ich meine kleine Rolle, und der Herr Botschafter machte bekannt, dass der Ball mir zu Ehren stattfinden würde. Nach dem Essen kehrte ich in meinen Gasthof zurück, machte eine elegante Toilette und erschien dann wieder in der glänzenden Gesellschaft.

Der Gesandte bat mich, den Ball zu eröffnen, und stellte mich der vornehmsten Dame der Stadt vor, die sich jedoch mehr durch ihre Geburt als durch ihre Schönheit auszeichnete. Hierauf tanzte ich mit allen Damen, ohne Unterschied, bis der dienstbereite alte Herr mich für die Kontertänze dem Gegenstand meiner Wünsche verpflichtete. Er machte dies auf eine so natürliche Art, dass niemand etwas dagegen einwenden konnte: «Lord Murray», sagte er, «darf nur mit Lindane tanzen.»

In der ersten Ruhepause ergriff ich die Gelegenheit, ihr zu sagen, ich sei nur ihretwegen nach Solothurn gekommen, und ich hoffe, sie werde mir das Glück bewilligen, ihr den Hof machen zu dürfen. Sie antwortete mir: «Ich habe Gründe, die mich verhindern, Sie bei mir zu empfangen; aber es wird uns nicht an Gelegenheiten fehlen, uns zu sehen, wenn Sie einige Zeit hier bleiben. Ich bitte Sie jedoch, bezeigen Sie mir um Gottes willen keine besondere Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit, denn man wird unfehlbar um uns herumspionieren, und ich muss das Gerede der Leute vermeiden.»

Von diesen Worten vollkommen befriedigt, versprach ich ihr, alles zu tun, was ihr angenehm sein könnte, und die neugierigsten Augen auf eine falsche Spur zu bringen. Ich begriff, dass das Geheimnisvolle das Glück, das ich mir in der Ferne winken sah, noch erhöhen musste.

Da ich mich für einen Neuling in der Kunst des Roscius ausgegeben hatte, so bat ich die Hinkende, mich unterrichten zu wollen. Ich ging also am Vormittag zu ihr; aber sie argwöhnte gleich, dass sie nur als Reflexspiegel diene; denn bei ihr hatte ich Gelegenheit, meiner schönen Amazone den Hof zu machen; und so eitel sie auch sein mochte, so war sie doch zu klug, als dass sie nicht ein wenig die Wahrheit hätte ahnen sollen.

Die Frau war Witwe, dreissig bis vierzig Jahre alt; sie hatte eine gelbliche Haut, ein feuriges schwarzes Auge, einen stechenden Blick und eine boshafte Miene. Da sie die ungleiche Länge ihrer Beine verbergen wollte, hatte sie ein geschraubtes Aussehen, und eine dumme Geistreichelei machte sie schwatzhaft und dadurch sehr langweilig. Als ich fortfuhr, ihr in sehr ehrerbietiger Weise den Hof zu machen, sagte sie mir eines Tages: nachdem sie mich als Kellner verkleidet gesehen, hätte sie mich niemals für so schüchtern gehalten.

«Inwiefern, meine Gnädigste, halten Sie mich für schüchtern?» fragte ich.

Ich konnte leicht erraten, was sie meinte; aber sie antwortete mir nicht. Meine Rolle war mir lästig, und ich beschloss offen mit ihr zu brechen, sobald wir die Schottin gespielt hätten.

Unsere erste Vorstellung wurde von der ganzen guten Gesellschaft Solothurns besucht. Die Hinkende war entzückt, in ihrer Rolle Abscheu zu erregen; denn sie bildete sich ein, dass die von ihr hervorgebrachte Wirkung mit ihrer Person an sich nichts zu tun hätte. Herr von Chavigny riss die Zuschauer zu Tränen hin; man sagte, er habe besser gespielt



als der grosse Voltaire selber. Ich selber war --- dessen erinnere ich mich noch --- einer Ohnmacht nahe, als in der dritten Szene des fünften Aktes Lindane mir sagte:

«Wie? Sie? Sie wagen mich zu lieben?»

Sie sprach diese Worte in einem Tone so starker und echter Verachtung, so völlig im Geiste ihrer Rolle, dass alle Zuschauer in einen donnernden Applaus ausbrachen. Ich war darüber betroffen und beinahe aus der Fassung gebracht; denn ich glaubte aus ihren Worten eine Absicht herauszuhören, die mich in meiner Ehre kränkte. Aber der lärmende Beifall der Zuschauer gab mir eine Minute Zeit, mich zu erholen, und ich antwortete, indem ich dem Geiste meiner Rolle gewissermassen Gewalt antat:

«Ja! Ich bete Sie an, und ich muss es!»

Ich legte so viel Zärtlichkeit und Leidenschaft in diesen Ausruf, dass der Saal von Beifall und Bravorufen widerhallte. Das bis! bis! von vierhundert Personen zwang mich die Worte zu wiederholen, die mir aus tiefstem Herzen kamen.

Trotz dem Beifall, den die Zuschauer uns gespendet hatten, fanden wir beim Souper, dass wir unsere Rollen nicht gut wüssten, und Herr von Chavigny bat uns, unsere zweite Aufführung auf den übernächsten Tag zu verschieben. «Wir werden», sagte er, «morgen eine Probe in meinem Landhause abhalten, wohin ich Sie alle zum Essen einlade.»

Trotz unserer Selbsterkenntnis überhäuften wir uns aber doch mit Schauspielerkomplimenten. Die Hinkende sagte mir, ich hätte gut gespielt, aber lange nicht so gut, wie in meiner Kellnerrolle, die ich ausgezeichnet gespielt hätte. Dieser Hieb brachte die Lacher auf ihre Seite, aber das Blättchen wandte sich, als ich ihr sagte, ich hätte es nur mit Anstrengung zu dieser Vollkommenheit gebracht, während sie, um als Lady Alton zu glänzen, nur ihrer Natur hätte folgen können. Herr von Chavigny sagte zur Frau von ***, die Zuschauer hätten unrecht gehabt, an jener Stelle Beifall zu klatschen, wo sie sich über meine Liebe wunderte; denn sie hätte jene Worte in einem Tone der Verachtung ausgesprochen; es wäre jedoch unmöglich, dass Lindane für Murray keine Achtung empfinde.

Der Botschafter holte mich am nächsten Tage mit seinem Wagen ab, und als wir in seinem Landhause ankamen, fanden wir dort alle Mitspielenden vor. Er wandte sich zuerst an Herrn von *** und sagte ihm, er glaubte sein Anliegen erfüllt zu haben und würde nach dem Essen mit ihm darüber sprechen.

Wir gingen zu Tisch und hielten darauf Probe ab, ohne eines Souffleurs zu bedürfen.

Gegen Abend sagte der Botschafter der ganzen Gesellschaft, er erwarte uns zum Souper in Solothurn; alle gingen fort, ausser uns beiden und Herrn und Frau von ***. Im Augenblick des Aufbruchs, der sich in wenigen Minuten vollzog, wurde ich auf sehr angenehme Weise überrascht: «Mein Herr,» sagte der Gesandte zu Herrn von ***, «kommen Sie mit in meinen Wagen; wir können da ungestört miteinander sprechen. Herr Casanova wird die Ehre haben, der gnädigen Frau in ihrem Wagen Gesellschaft zu leisten.»

Ich reichte der schönen Frau ehrerbietig meine Hand, und sie ergriff sie mit der Miene vollkommenster Gleichgültigkeit; aber als sie auf das Trittbrett stieg, drückte sie meine Hand mit aller Kraft. Mein Leser kann sich denken, welches Feuer bei diesem Druck meine Adern durchströmte.



So sassen wir denn nebeneinander, die Knie zärtlich gegeneinander gepresst. Eine halbe Stunde flog wie eine Minute dahin, aber wir verloren sie nicht mit nichtigen Komplimenten: Mund auf Mund gepresst, blieben wir bis zehn Schritte vom Gasthof, der nach unserem Wunsche am liebsten zehn Meilen hätte entfernt sein müssen. Die Schöne stieg vor mir aus, und ich erschrak über die Glut, die ihr ganzes Gesicht bedeckte. Diese Röte war unnatürlich; sie musste uns verraten, und dann musste unsere Quelle des Glücks versiegen. Der forschende Blick der neidischen Alten würde sich nicht getäuscht haben; diese Entdeckung wäre für sie nicht eine Demütigung, sondern ein Triumph gewesen. Ich war ausser mir.

Die Liebe und das Glück, die mir im Laufe meines Lebens so oft hold gewesen sind, befreiten mich aus dieser schmerzlichen Verlegenheit. Ich hatte in meiner Tasche eine kleine Dose mit Nieswurz; ohne mir etwas Besonderes dabei zu denken, öffnete ich diese und bat Frau von *** eine kleine Prise zu nehmen; sie tat es, und ich folgte ihrem Beispiel; aber die Dosis war zu stark; sie wirkte bereits, als wir noch auf der Treppe waren, und wir niesten eine volle Viertelstunde hindurch. Man musste die Röte ihres Gesichtes diesem Niesen zuschreiben; zum mindesten konnte kein Mensch laut einen Argwohn aussprechen. Als der Anfall vorüber war, sagte die ebenso schöne wie kluge Frau, ihr Kopfweh sei vergangen, aber ein anderes Mal werde sie sich hüten, eine so starke Dosis von dem Heilmittel zu nehmen. Ich schielte aus dem Augenwinkel zu der boshafte Hinkenden hinüber; sie sagte nichts, schien aber sehr nachdenklich zu sein.

Nachdem ich dieses Pröbchen von Liebesseligkeit erhalten hatte, entschloss ich mich, in Solothurn so lange zu verweilen, als nötig wäre, um vollkommen glücklich zu werden, und zu diesem Zwecke beschloss ich, auf der Stelle ein Landhaus zu mieten. Ich denke, mein Leser würde schnell einen gleichen Entschluss gefasst haben, wenn er sich in meiner Lage befunden hätte. Ich war reich, jung, unabhängig, feurig, und hatte nichts anderes zu tun, als mir Genuss zu verschaffen. Ich hatte eine vollkommene Schönheit vor mir, war leidenschaftlich in sie verliebt und war sicher, dass sie meine Liebe teilte; ich hatte Geld und war mein eigener Herr. Ich fand diesen Plan viel vernünftiger als den Eintritt in ein Kloster, und über das Gerede der Leute war ich erhaben. Sobald der Botschafter sich zurückgezogen hatte --- was er wegen seines hohen Alters stets ziemlich früh tat --- liess ich die übrige Gesellschaft bei Tische sitzen und suchte ihn in seinem Zimmer auf. Ich konnte rechtlicher Weise diesem Ehrenmann nicht ein Vertrauen vorenthalten, das er so sehr verdiente.

Sobald er mich erblickte, sagte er: «Nun? haben Sie sich das Alleinsein mit Ihrer Schönen, das ich Ihnen verschafft habe, gut zunutze gemacht?»

Ich umarmte ihn und antwortete ihm dann: «Ich darf alles hoffen!»

Als ich die Geschichte von der Nieswurz erzählte, machte er mir unendliche Komplimente; «denn,» sagte er, «ihre ungewöhnliche Röte hätte auf einen Kampf schliessen lassen, und dies hätte Ihren Absichten nicht förderlich sein können.»

Nachdem ich ihm alles anvertraut hatte, teilte ich ihm meinen Plan mit. «Ich darf nichts übers Knie brechen,» sagte ich ihm, «denn ich muss die Ehre der Dame schonen und darf die Erfüllung meiner Wünsche nur von der Zeit erwarten. Ich brauche ein hübsches Landhaus, einen schönen Wagen, zwei Lakaien und eine Haushälterin. Hinsichtlich alles dessen empfehle ich mich Eurer Exzellenz, Sie sind meine Zuflucht und mein Schutzengel.»



«Schon morgen werde ich mich unverzüglich mit Ihrer Angelegenheit befassen, und ich denke wohl, es wird mir gelingen. Ihnen nützlich zu sein, und Sie werden in Solothurn vollkommen befriedigt werden.»

Am folgenden Tage ging die Vorstellung ganz ausgezeichnet, und am Tage darauf sagte der Botschafter zu mir: «Ich sehe, lieber Freund, dass Sie hier nur glücklich werden können, indem Sie Ihre Wünsche befriedigen, ohne dem guten Rufe der Dame zu schaden. Ich glaube sogar, die Art Ihrer Liebe zu jener reizenden Frau genügend erkannt zu haben, um überzeugt zu sein, dass Sie Solothurn unverzüglich verlassen werden, wenn sie Ihnen sagt, dass es um ihrer Ruhe willen notwendig sei. Sie sehen, ich habe Sie durchschaut, und hoffe daher in dieser Angelegenheit, die wichtiger und zarter ist als die meisten diplomatischen Angelegenheiten, von denen man soviel Wesens macht, Ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen zu können.»

«Eure Exzellenz scheinen auf eine Laufbahn, die Sie mit so hoher Auszeichnung durchmessen haben, keinen grossen Wert zu legen.»

«Ich bin alt, mein lieber Freund; ich habe den Rost und Staub der Vorurteile von mir abgeschüttelt, sehe die Dinge, wie sie sind, und schätze sie nach ihrem richtigen Werte ein. Doch kommen wir wieder zu Ihrer Liebe. Wenn Sie undurchdringlich sein wollen, müssen Sie jeden Schritt vermeiden, der in den Augen solcher Leute, die nicht an gleichgültige Handlungen glauben, den geringsten Verdacht erwecken könnte. Das kurze Beisammensein, das ich Ihnen vorgestern verschaffte, kann selbst dem Böswilligsten nur als die Frucht eines einfachen Zufalls erscheinen, und der Zwischenfall mit der Nieswurz macht die Auslegungen der scharfsinnigsten Bosheit zuschanden; denn ein Liebhaber, der das Glück beim Schopf packen will, beginnt nicht damit, dass er die Heissgeliebte in Krämpfe versetzt. Man wird nicht erraten, dass Ihre Nieswurz nur dazu diene, eine durch Liebkosungen hervorgebrachte Röte zu verdecken; denn es kommt nicht oft vor, dass ein Liebeskampf, womit beide Teile einverstanden sind, Spuren dieser Art hinterlässt. Wie sollte man übrigens annehmen, dass Sie diese Gesichtsröte vorausgesehen und darum das Mittel dagegen gleich mitgenommen hätten! Das Vorgefallene genügt also nicht, um Ihr Geheimnis zu enthüllen. Herr von *** ist allerdings nicht ohne Eifersucht, obgleich er sich den Anschein geben möchte, als ob er nicht eifersüchtig sei, --- aber er selber kann in meiner Einladung, mit mir allein nach Solothurn zurückzufahren, nur etwas sehr Natürliches finden; denn ich hatte mit ihm über eine sehr wichtige Angelegenheit zu sprechen, und er kann nicht annehmen, dass ich Ihre Liebschaft mit seiner Frau begünstigen wolle. Ausserdem hätten unter allen Umständen die Gesetze der Höflichkeiten mir geboten, der gnädigen Frau den Platz anzubieten, den er in meinem Vis-à-vis eingenommen hat; und da er sich auf seine Höflichkeit viel zugute tut, so hätte er nichts dagegen einwenden können, dass seine Frau mein Anerbieten annähme. Auf jeden Fall wäre er also von ihr getrennt worden. Allerdings bin ich alt, und Sie sind jung, und das ist ja in den Augen eines Ehemannes nicht ohne Bedeutung.»

«Nach dieser Einleitung,» fuhr der liebenswürdige Botschafter lachend fort, «einer Einleitung, die ich im Stil eines Staatssekretärs gehalten habe, kommen wir zum Schluss: Zwei Dinge sind notwendig, um Ihnen den Weg zum Glück zu bahnen. Die erste und wichtigste Vorbedingung ist die, dass Sie Herrn von *** zwingen, Ihr Freund zu werden, ohne dass er argwöhnen kann, dass Sie Absichten auf seine Frau haben; hierbei werde ich Ihnen nach besten Kräften behilflich sein. Die zweite Vorbedingung muss die Dame erfüllen: sie darf nichts tun, was zu Bemerkungen Anlass geben könnte, ohne dass der Grund allgemein bekannt ist. Also mein Herr, Sie stehen nun unter meiner Vormundschaft und werden nicht eher ein Landhaus mieten, als bis wir einen wahrscheinlich aussehenden Vorwand ausfindig gemacht haben, der geeignet ist, allein diesen neugierigen Leuten Sand



in die Argusaugen zu streuen. Aber trösten Sie sich, dieser Vorwand ist bereits gefunden: Sie müssen sich krank stellen; aber Ihre Krankheit muss derart sein, dass Ihr Arzt genötigt ist, Ihnen auf Ihr Wort zu glauben. Zum Glück kenne ich einen Doktor, dessen Leidenschaft es ist, gegen alle Krankheiten Landluft zu verordnen. Dieser Arzt, der nicht mehr versteht als seine gelehrten Kollegen, die auch alle nur auf gut Glück darauf los doktern, und der seine Patienten heilt oder ins Grab bringt, wie nur der geschickteste Professor, wird dieser Tage zu mir kommen, um mir den Puls zu fühlen. Sie werden ihn um eine Konsultation bitten, und für ein paar Louis wird er Ihnen ein schönes Rezept verschreiben, worin ohne Zweifel die Landluft die erste Stelle einnimmt. Er wird hierauf der ganzen Stadt sagen, Ihr Fall sei ernst, aber er bürge für Ihre Heilung.»

«Wie heisst er?»

«Es ist der Herr Doktor Herrenschwand.»

«Wie kommt denn der hierher? Ich habe ihn in Paris bei der Gräfin du Romain gekannt.»

«Das ist ein anderer; dieser ist der Bruder. Suchen Sie eine Modekrankheit, die Ihnen in der öffentlichen Meinung nicht schaden kann. Das Haus wird dann leicht gefunden sein, und ich werde Ihnen einen ausgezeichneten Koch geben, um Ihnen Ihre Krankensüppchen zu machen.»

Die Wahl der Krankheit war nicht leicht; ich musste ernstlich darüber nachdenken. An demselben Abend fand ich Gelegenheit, meinen Plan der Frau von *** mitzuteilen, die ihn billigte. Ich bat sie, darüber nachzudenken, wie sie mir schreiben könnte, und sie versprach mir dies. «Mein Mann», sagte sie, «hat die beste Meinung von Ihnen; er hat durchaus nichts Böses daran gefunden, dass wir in seinem Wagen gefahren sind. Aber sagen Sie mir nun: geschah es zufällig oder aus Absicht, dass Herr von Chavigny meinen Mann zurückhielt, und dass wir miteinander allein waren?»

«Es war Absicht, liebes Herz.»

Sie schlug ihre schönen Augen zum Himmel auf und biss sich auf die Lippen.

«Sind Sie darüber böse?»

«O nein!»

Drei oder vier Tage darauf, als wir die Schottin wieder aufführen sollten, war der Arzt beim Gesandten zum Essen und blieb den Abend über, um die Vorstellung zu sehen. Beim Nachtisch machte er mir ein Kompliment über meine gute Gesundheit. Ich ergriff die günstige Gelegenheit und sagte ihm, der Schein wäre trügerisch, und ich bäte ihn, mir für den folgenden Tag eine Stunde zu bestimmen. Er war ohne Zweifel sehr erfreut, sich getäuscht zu haben, und antwortete mir, er stehe zu meinem Befehl. Er fand sich pünktlich ein; ich sagte ihm alles, was mir gerade einfiel, und unter anderem auch, dass ich in meinen Träumen an gewissen Aufregungen litte, die mich ausserordentlich schwächten und mir grosse Lendenschmerzen verursachten.

«Das kenne ich, mein Herr! Das ist eine böse Krankheit, aber ich werde sie durch zwei Mittel heilen. Das erste, das Ihnen vielleicht nicht gefallen wird, besteht darin, dass Sie sechs Wochen auf dem Lande verbringen, wo Sie nicht der Gefahr ausgesetzt sind, Gegenstände zu sehen, die in Ihrem Gehirn einen gewissen Eindruck hervorbringen. Dieser



Eindruck wirkt nämlich auf das siebente Nervenpaar und verursacht dadurch einen Er-
guss, der wahrscheinlich bei Ihrem Erwachen ein Gefühl tiefer Traurigkeit hinterlässt.»

«Jawohl, Herr Doktor, das ist genau das Gefühl, das ich empfinde.»

«Ich wusste es wohl! Das zweite Mittel besteht in sehr angenehmen kalten Bädern.»

«Sind diese weit von hier?»

«Sie können sie überall nehmen, wo Sie wünschen; ich schreibe Ihnen das Rezept, und
alles Übrige besorgt der Apotheker.»

Ich dankte ihm, und nachdem er einen doppelten Louisdor erhalten hatte, den ich ihm
geschickt in die Hand drückte, entfernte er sich mit der Versicherung, ich würde mich
sehr bald von der guten Wirkung seiner Heilmittel überzeugen. Am Abend wusste die
ganze Stadt, dass ich krank sei und einige Zeit auf dem Lande verbringen müsse. Herr
von Chavigny zog mich beim Essen damit auf und sagte lachend zum Doktor, er müsse
mir weibliche Besuche verbieten. Die Hinkende überbot dies noch, indem sie hinzufügte,
er müsse mir vor allen Dingen die Betrachtung gewisser Bilder verbieten, von denen ich
einen ganzen Kasten voll hätte. Ich lachte und gab allen Recht; zuletzt empfahl ich mich
Herrn von Chavigny und bat ihn, mir ein hübsches Haus und einen guten Koch zu ver-
schaffen, da ich nicht gerne allein ässe.

Da ich eine mir lästige Rolle nicht weiterspielen mochte, so ging ich nicht mehr zu der
Hinkenden; bald darauf aber warf sie mir meine Unbeständigkeit vor und sagte mir, ich
hätte mich über sie lustig gemacht.

«Ich weiss alles,» sagte das boshafte Frauenzimmer zu mir, «und ich werde mich rä-
chen.»

«Sie können keinen Grund haben, sich zu rächen; denn ich habe Sie niemals beleidigt;
sollten Sie jedoch die Absicht haben, mich ermorden zu lassen, so werde ich eine Wache
verlangen.»

«Man mordet hier nicht,» versetzte sie in verbissenem Tone; «ich bin keine Italienerin.»

Ich war froh, das hässliche Weib los zu sein, und Frau von *** allein nahm alle meine
Gedanken ein. Herr von Chavigny, der allem Anschein nach glücklich war, mir dienen zu
können, redete ihrem Gatten ein, ich wäre der einzige, der den Herzog von Choiseul als
Generaloberst der Schweizertruppen veranlassen könnte, seinen bei der Garde dienenden
Vetter zu begnadigen; dieser hatte das Unglück gehabt, in einem Zweikampf einen Geg-
ner zu töten. «Dies» sagte der lebenswürdige Greis zu mir, «ist das sicherste Mittel, die
Freundschaft und das Vertrauen Ihres Nebenbuhlers zu gewinnen. Können Sie diese Sa-
che auf sich nehmen?»

«Es ist nicht sicher, dass sie mir gelingt.»

«Ich bin vielleicht zu weit gegangen, aber ich habe ihm gesagt, Sie könnten durch Ver-
mittlung der Herzogin von Grammont beim Minister alles erreichen.»

«Ich darf sie natürlich nicht Lügen strafen und werde mich gerne bemühen.»



Infolgedessen teilte Herr von *** mir in Gegenwart des Gesandten den Sachverhalt mit und überbrachte mir später alle Schriftstücke, die sich auf die übrigens sehr einfache Angelegenheit seines Neffen bezogen.

Ich verbrachte die ganze Nacht damit, an die Herzogin von Grammont zu schreiben. Ich legte in meinen Brief alles Pathos, wodurch ich ihr Herz und dann das ihres Vaters rühren zu können glaubte. Hierauf schrieb ich auch an meine gute Frau von Urfé und sagte ihr, das Glück des hohen Ordens der Rosenkreuzer hänge davon ab, dass der König den Schweizer Offizier begnadigte, der wegen eines für unseren Orden sehr wichtigen Zweikampfes aus Frankreich habe fliehen müssen.

Nachdem ich eine Stunde geruht und mich angekleidet hatte, ging ich zum Botschafter, um ihm den Brief an die Herzogin zu zeigen. Er fand ihn ausgezeichnet und bat mich, ihn auch dem Herrn von *** zu lesen zu geben. Ich fand diesen in der Nachtmütze; er war tief gerührt und dankbar, dass ich an dieser Sache, die ihm so sehr am Herzen liege, so innigen Anteil nehme. Er sagte mir, seine Frau sei noch nicht aufgestanden, er bitte mich jedoch zu warten, damit wir mit ihr frühstücken könnten. Der Vorschlag war sehr verlockend, aber ich dankte ihm und bat ihn, mich bei der gnädigen Frau zu entschuldigen, indem ich vorschützte, der Kurier werde bald abgehen, ich müsse daher meine Briefe fertig machen, damit sie keine Verspätungen erlitten. Wenn er wirklich eifersüchtig war, so brachte ich ihn auf eine falsche Fährte, indem ich so wenig Eifer zeigte, mit seiner Frau zusammenzukommen.

Ich speiste mit Herrn von Chavigny allein; er lobte mein kluges Verhalten und versicherte mir, es könne gar nicht anders sein, als dass Herr von *** von nun an mein bester Freund sei. Hierauf zeigte er mir einen Brief von Voltaire; der berühmte Mann sprach ihm dadurch seine Dankbarkeit aus, dass er in der Schottin die Rolle des Montrose gespielt habe. Einen anderen Brief hatte er vom Marquis de Chauvelin erhalten, der damals bei dem Philosophen von Ferney in den Délices sich aufhielt. Er versprach ihm einen Besuch, bevor er nach Turin reise, wohin er als Gesandter gehe.

Band 3 – Siebzehntes Kapitel

Mein Landhaus. -- Frau Dubois, -- Die niederträchtige Lahme spielt mir einen bösen Streich. -- Meine kummervolle Lage.

Es war Cercle und Abendessen bei Hofe; so nannte man das Haus des Herrn von Chavigny oder vielmehr des französischen Botschafters in der Schweiz. Als ich in den Saal eintrat, sah ich meine Fee in der Ecke einen Brief lesen. Ich trat auf sie zu und entschuldigte mich bei ihr, dass ich nicht zum Frühstück geblieben sei; aber sie sagte mir, ich habe sehr wohl daran getan, und fügte hinzu: wenn ich bezüglich des Landhauses meine Wahl noch nicht getroffen hätte, bäte sie mich, jenes zu nehmen, das ihr Gatte mir wahrscheinlich am selben Abend noch anbieten würde. Mehr konnte sie mir nicht sagen, weil man sie abrief, um L'hombre zu spielen. Ich selber spielte an diesem Abend nicht, sondern hielt mich abwechselnd bei allen Spieltischen auf. Bei Tische sprach alle Welt mit mir über meine Gesundheit und meinen demnächstigen Landaufenthalt. Dies gab Herrn von *** Gelegenheit, mir von einer reizenden Wohnung an der Aare zu sprechen; man wolle sie jedoch, sagte er, nur auf sechs Monate vermieten.

«Wenn sie mir nur gefällt, und wenn ich sie wieder verlassen kann, sobald ich will, so werde ich gern für die sechs Monate vorausbezahlen.»



«Es ist ein herrlicher Saal darin.»

«Umso besser! Ich werde einen Ball geben, um der guten Gesellschaft Solothurns meine Dankbarkeit für ihre wohlwollende Aufnahme zu bezeigen.»

«Ist es Ihnen recht, wenn wir sie morgen besichtigen?»

«Sehr gern.»

«Nun, wenn es Ihnen also recht ist, werde ich Sie gegen acht Uhr abholen.»

«Sie werden mich bereit finden.»

Als ich nach Hause kam, bestellte ich eine Berline mit vier Pferden. Vor acht Uhr begab ich mich zu Herrn von ***, den ich schon bereit fand. Er fühlte sich sehr geschmeichelt, dass ich ihm zuvorgekommen war, und sagte mir: «Ich habe meine Frau eingeladen, uns zu begleiten; aber sie ist eine Faulenzerin, die ihr Bett dem Vergnügen einer Spazierfahrt vorzieht.» In weniger als einer Stunde gelangten wir ans Ziel, und ich fand ein herrliches Haus, das gross genug war, um den ganzen Hof eines deutschen Reichsfürsten darin unterzubringen. Ausser dem Saale, den ich prachtvoll fand, bemerkte ich mit grossem Vergnügen ein als Boudoir eingerichtetes Kabinett, dessen Wände ganz mit Kupferstichen von feinstem Geschmack bedeckt waren, einen schönen Garten mit verschiedenen Springbrunnen, ein Gemach, das sich sehr gut zum Baden einrichten liess, mehrere schöne, sehr gut möblierte Zimmer, eine schöne Küche -- mit einem Wort: alles gefiel mir, und ich bat Herrn von ***, den Vertrag für mich abzuschliessen, so dass ich schon am dritten Tage einziehen könnte.

Als wir wieder in Solothurn waren, sprach die gnädige Frau mir ihre grosse Freude aus, dass das Haus mir gefalle. Ich benutzte die Gelegenheit, ihr zu sagen, ich hoffe, Sie würden mir die Ehre erweisen, dort draussen oft bei mir zu speisen. Sie versprachen es mir. Hierauf zog ich aus der Westentasche eine Rolle von hundert Louis und übergab sie dem Herrn von ***, um die Miete für sechs Monate zu zahlen. Ich umarmte ihn, küsste seiner schönen Gemahlin ehrfurchtsvoll die Hand und begab mich zu Herrn von Chavigny. Er fand es sehr gut, dass ich das Haus gemietet hätte, weil ich damit meiner Schönen einen Gefallen täte, aber er fragte mich: «Ist es wahr, dass Sie draussen einen Ball geben wollen?»

«Sehr wahr -- wenn ich alles finden kann, was nötig ist, um ihn glänzend zu machen, und wenn der Plan Ihre Zustimmung hat.»

«Das steht ausser Frage, mein Lieber; alles was Sie nicht hier am Ort finden können, werden Sie von mir bekommen. Ah, ich sehe, Sie wollen Geld ausgeben! Gut so! Damit beseitigt man gar viele Hindernisse. Sie werden sofort zwei Lakaien erhalten, dazu einen vortrefflichen Koch, die Haushälterin und so viele Leute, wie Sie sonst noch brauchen. Mein Haushofmeister wird sie bezahlen; Sie rechnen dann mit ihm ab; er ist ein ehrlicher Mann. Ich werde zuweilen mal bei Ihnen einen Teller Suppe essen, und zur Belohnung für die Mühe der Fahrt werden Sie mir von Ihren Erfolgen erzählen. Ich halte die reizende Frau in hoher Achtung; sie benimmt sich so vorzüglich, wie man von ihrem jugendlichen Alter kaum erwarten sollte. Die Liebesbeweise, die sie Ihnen gibt, müssen sie Ihnen so teuer machen, dass Sie gewiss auf ihren guten Ruf Rücksicht nehmen werden. Weiss sie, dass ich in alles eingeweiht bin?»



«Sie weiss, dass ich Ihnen von unserer Liebe erzählt habe, und sie ist nicht böse darüber, denn sie ist Ihrer Verschwiegenheit gewiss.»

«Sie kann darauf rechnen. Sie ist ein köstliches Weib; vor dreissig Jahren würde ich selber versucht haben, sie zu verführen.»

Ein Apotheker, den der Doktor mir empfohlen hatte, ging noch an demselben Tage nach meinem Landhause, um die Bäder zurecht zu machen, die mich von meiner vorgeblichen Krankheit heilen sollten. Am dritten Tage fuhr ich selber hinaus, nachdem ich Leduc befohlen hatte, mir mit meinen Sachen nachzukommen.

Ich war sehr überrascht, beim Eintritt in meine neue Wohnung eine sehr hübsche Person vorzufinden, die in bescheidener Haltung auf mich zutrat, um mir die Hand zu küssen. Ich hielt sie davon ab, und sie errötete über das erstaunte Gesicht, das ich machte.

«Gehören Sie zum Hause, Fräulein?»

«Der Haushofmeister des Herrn Botschafters hat mich als Ihre Haushälterin engagiert.»

«Entschuldigen Sie meine Überraschung. Führen Sie mich bitte in mein Zimmer.»

Sie gehorchte, und als ich auf dem Sofa sass, lud ich sie ein, neben mir Platz zu nehmen; sie antwortete jedoch im sanftesten und bescheidensten Ton: «Dies ist eine Ehre, die ich mir nicht erlauben darf; ich bin nur Ihre Dienerin.»

«Wie Sie wünschen, Fräulein. Aber ich hoffe, wenn ich allein bin, werden Sie keinen Anstand nehmen, mir bei Tische Gesellschaft zu leisten; denn es ist mir unangenehm, allein essen zu müssen.»

«Ich werde Ihnen gehorchen, mein Herr.»

«Wo ist Ihr Zimmer?»

«Hier ist das Zimmer, das der Haushofmeister mir angewiesen hat, aber gnädiger Herr brauchen es mir nur zu sagen, wenn Sie wünschen, dass ich ein anderes nehme.»

«Aber nein doch! Sie werden hier sehr gut aufgehoben sein.»

Ihr Zimmer lag hinter meinem Alkoven. Ich trat mit ihr ein und war ganz verdutzt, als ich eine grosse Menge Kleider und in einer anstossenden Kammer eine reiche Toiletteausrüstung, viele Wäsche, Schuhe, Stiefel und gestickte Pantoffeln erblickte. Stumm vor Erstaunen sah ich sie an und fand, dass sie eine edle und selbstbewusste, aber durchaus geziemende Haltung hatte. Trotzdem hielt ich es für angebracht, sie einer strengen Prüfung zu unterziehen, denn sie kam mir zu interessant und zu gut ausgerüstet vor, um nur eine Kammerfrau sein zu können. Ich kam auf den Gedanken, dass der Botschafter mir vielleicht einen Streich hätte spielen wollen; denn eine schöne, wohlgezogene Person von höchstens vier- bis fünfundzwanzig Jahren schien mehr zu meiner Geliebten als zu meiner Haushälterin geschaffen zu sein. Ich fragte sie daher, ob sie den Gesandten kenne und welchen Lohn man mit ihr vereinbart habe. Sie antwortete mir, sie kenne Herrn von Chavigny nur von Ansehen, und sein Haushofmeister habe ihr zwei Louis monatlich und eigenen Tisch versprochen.



«Woher sind Sie? Wie heissen Sie?»

«Mein Herr, ich bin aus Lyon, Witwe und heisse Dubois.»

«Ich bin sehr erfreut, Sie in meinem Dienst zu haben. Wir werden uns wieder sehen.»

Sie liess mich allein, und ich fand sie unwillkürlich sehr interessant, denn ihre Sprechweise entsprach allem anderen, was ich von ihr gesehen hatte. Ich ging in die Küche hinunter, wo ich einen gut aussehenden Koch fand, der mir sagte, er heisse Rosier. Ich hatte seinen Bruder gekannt, der im Dienst des französischen Gesandten in Venedig stand. Er sagte mir, mein Abendessen würde um neun Uhr fertig sein.

«Ich esse niemals allein,» sagte ich.

«Ich weiss es, mein Herr, und der Tisch wird dementsprechend besetzt sein.»

«Wie viel erhalten Sie?»

«Vier Louis monatlich.»

Hierauf sah ich mir auch meine anderen Leute an. Ich fand zwei intelligent aussehende Lakaien, von denen der eine mir sagte, er würde mir alle von mir gewünschten Weine besorgen. Ich besichtigte auch mein Bad, das ich aufs bequemste eingerichtet fand, und sah einen Apothekergehilfen, der damit beschäftigt war, verschiedene für meine so genannte Heilung notwendige Sachen zurecht zu machen. Hierauf machte ich einen Spaziergang im Garten und trat auf dem Rückweg beim Pförtner ein; ich fand da eine zahlreiche Familie und darunter einige Mädchen, die nicht zu verachten waren. Da zu meiner Freude alle französisch sprachen, machte es mir Vergnügen, mich ziemlich lange mit ihnen zu unterhalten.

In meiner Wohnung fand ich Leduc damit beschäftigt, meine Koffer auszupacken. Ich sagte ihm, er solle Frau Dubois meine Wäsche geben, und ging in ein anstossendes hübsches Kabinett, worin ich ein Schreibpult und alles Nötige zum Schreiben fand. Dieses Kabinett hatte nur ein einziges Fenster nach Norden hinaus, aber man hatte eine Aussicht, die einem die glücklichsten Gedanken einflössen konnte. Ich erheiterte mich an dem herrlichen Anblick, als ich an meine Tür klopfen hörte. Es war meine schöne Haushälterin mit bescheidener und lachender Miene, die durchaus nicht darauf schliessen liess, dass sie sich beschweren wollte.

«Was wünschen Sie, Madame?»

«Mein Herr, ich bitte Sie, gütigst Ihrem Bedienten zu befehlen, dass er sich höflich gegen mich benimmt.»

«Dies können Sie verlangen; inwiefern hat er sich gegen Sie verfehlt?»

«Seiner Ansicht nach vielleicht überhaupt nicht. Er wollte mich küssen, und da ich mich zur Wehre setzte, glaubte er sich herausnehmen zu dürfen, ein bisschen unverschämt zu sein.»

«Inwiefern?»



«Indem er sich über mich lustig machte. Sie werden entschuldigen mein Herr, aber ich liebe spöttische Menschen nicht.»

«Sie haben ganz recht, meine Gute, denn die sind entweder dumm oder boshaft. Seien Sie ruhig, Leduc soll hören, dass er gegen Sie ehrerbietig zu sein hat. Sie werden mit mir zu Abend speisen.»

Als einige Augenblicke darauf Leduc eintrat, befahl ich ihm, Frau Dubois mit Achtung zu behandeln.

«Sie ist eine Zimperliese,» sagte der Bursche; «sie wollte sich nicht von mir küssen lassen.»

«Du bist ein Flegel.»

«Ist sie Ihre Kammerfrau oder Ihre Geliebte?»

«Vielleicht ist sie meine Frau.»

«Das ändert die Sache, gnädiger Herr. Das genügt. Ich werde Frau Dubois in Ruhe lassen und mein Heil anderwärts versuchen.»

Mein Abendessen war köstlich. Ich war zufrieden mit meinem Koch, mit meinem Kellermeister, mit meiner Haushälterin und sogar mit meinem Spanier, der sie bei Tisch als vernünftiger Junge ohne alle Ziererei bediente.

Nach dem Essen liess ich den Lakaien und Leduc hinausgehen; als ich mit meiner allzu schönen Haushälterin allein war, die sich bei Tisch wie eine Frau von Welt benommen hatte, bat ich sie, mir ihre Geschichte zu erzählen.

«Meine Geschichte, mein Herr, ist ebenso kurz wie wenig interessant. Ich bin in Lyon geboren, aber meine Eltern brachten mich nach Lausanne, wie sie mir selbst erzählt haben, denn ich war zu jung, als dass ich mich dessen erinnern könnte. Mein Vater, der in Diensten der Frau von Ermance stand, liess mich im Alter von vierzehn Jahren als Waise zurück. Die Dame hatte mich gern, und da sie wusste, dass meine Mutter kein Vermögen hatte, so nahm sie mich zu sich. Als ich eben siebzehn Jahre alt geworden war, trat ich als Kammerzofe in den Dienst der Lady Montagu; einige Zeit darauf wurde ich die Frau ihres alten Kammerdieners Dubois. Wir reisten nach England, und drei Jahre nach meiner Heirat verlor ich in Windsor meinen Mann. Die englische Luft bedrohte mich mit der Schwindsucht; ich musste Mylady bitten, sie verlassen zu dürfen. Da die Dame sah, wie schwach ich war, bezahlte sie mir die Reise und gab mir reiche Geschenke. Ich ging nach Lausanne zu meiner Mutter zurück und wurde bald wieder gesund. Dann trat ich in den Dienst einer englischen Dame, die mich sehr gern hatte und mich nach Italien mitgenommen haben würde, wenn sie nicht einen gewissen Verdacht auf den jungen Herzog von Rosbury geworfen hätte. Sie liebte ihn und glaubte, er sei in mich verliebt. Sie hielt mich auch für ihre geheime Nebenbuhlerin; aber sie täuschte sich. Sie entliess mich, indem sie mir sehr schöne Geschenke machte und mir ihr grosses Bedauern aussprach, dass sie mich nicht behalten konnte. Ich ging zu meiner Mutter zurück, bei der ich zwei Jahre lang von meiner Hände Arbeit gelebt habe. Vor vier Tagen kam Herr Lebel, der Haushofmeister des Botschafters, zu mir und fragte mich, ob ich unter den Ihnen bekannten Bedingungen bei einem italienischen Herrn als Haushälterin eintreten wolle. Ich nahm dies an, weil ich hoffte, auf diese Weise Italien kennen zu lernen, und dieser Hoff-



nung muss ich meinen unbesonnenen Streich zuschreiben. Aber -- ich bin nun einmal hier.»

«Von welchem unbesonnenen Streich sprechen Sie, Madame?»

«Dass ich in Ihren Dienst getreten bin, ohne Sie zu kennen.»

«Ihre Offenheit gefällt mir. Sie wären also nicht gekommen, wenn Sie mich gekannt hätten?»

«Nein, ganz gewiss nicht; denn ich werde keine Stelle mehr bei einer Dame finden, nachdem ich bei Ihnen gedient habe.»

«Und warum denn nicht, bitte?»

«Aber, mein Herr, glauben Sie denn, Sie können eine Haushälterin wie mich haben, ohne dass das Publikum glaubt, ich sei Ihnen etwas anderes?»

«Nein, dazu sind Sie zu hübsch, und ich sehe nicht wie ein Polyp aus. Aber ich mache mir nichts daraus.»

«Sie machen sich nichts daraus -- das ist ganz schön und gut; an Ihrer Stelle würde ich mir auch nichts daraus machen. Aber ich bin eine Frau und bin abhängig; glauben Sie, dass ich mich ohne Schaden über gewisse Vorurteile hinwegsetzen kann?»

«Das heisst, Frau Dubois, es wäre Ihnen lieb, nach Lausanne zurückzukehren.»

«Nein, jetzt nicht; denn das würde Ihnen schaden.»

«Wieso?»

«Man würde natürlich sagen, Sie hätten mir durch Bemerkungen oder durch ein zu freies Benehmen missfallen; und Sie selber würden vielleicht über mein Benehmen nicht sehr günstig urteilen.»

«Aber ich bitte Sie, was könnte ich denn von Ihnen glauben?»

«Vielleicht, dass ich mich Ihnen gegenüber aufspielen wolle.»

«Dies wäre wohl möglich; denn wenn Sie ohne vernünftigen Grund plötzlich fortgingen, so würde mich das allerdings sehr ärgern. Trotzdem tun Sie mir leid; denn wenn Sie so denken, können Sie weder gerne gehen noch gerne bleiben. Sie müssen aber doch irgendeinen Entschluss fassen.»

«Der ist schon gefasst. Ich bleibe, und ich fühle mich beinahe schon sicher, dass mir dies nicht leid tun wird.»

«Ihre Hoffnung freut mich; aber es ist eine Schwierigkeit dabei.»

«Wollen Sie mir wohl sagen, welche?»



«Ich muss es sogar, meine liebe Dubois. Seien Sie nicht mehr traurig, und vor allen Dingen geben Sie gewisse Skrupel auf.»

«Sie werden mich niemals traurig sehen, das kann ich Ihnen versprechen. Aber wollen Sie mir wohl erklären, was Sie unter dem Wort Skrupel verstehen?»

«Sehr gern. Nach der gewöhnlichen Annahme bedeutet das Wort Skrupel eine abergläubische Bosheit, die eine Handlung, welche nur unschuldig sein kann, für lasterhaft hält.»

«Wenn eine Handlung mir zweifelhaft erscheint, bin ich niemals geneigt, sie übel auszu-legen. Übrigens gebietet meine Pflicht mir nur, über mich zu wachen.»

«Ich sehe, Sie haben viel gelesen.»

«Lesen ist mein Hauptbedürfnis; ohne Lesen würde das Leben mir zur Last sein.»

«Sie besitzen also Bücher?»

«Viele. Verstehen Sie englisch?»

«Kein Wort.»

«Das tut mir leid, denn die englischen Bücher würden Ihnen Vergnügen machen.»

«Ich liebe die Romane nicht.»

«Ich auch nicht. Aber glauben Sie denn, es gebe in der englischen Literatur nur Romane? Da muss ich lachen! Warum halten Sie mich denn ohne weiteres für romanhaft?»

«Da muss ich ebenfalls lachen! Ein solcher Einfall einer hübschen Frau gefällt mir sehr, und es freut mich, dass ich Sie zuerst zum Lachen gebracht habe.»

«Entschuldigen Sie, wenn ich lache; ich ...»

«Aber bitte, meine Liebe! Lachen Sie nur nach Herzenslust! Sie werden niemals ein besseres Mittel finden, um mich zu allem zu bringen, was Sie wünschen. Ich finde wirklich, Sie haben sich zu billig verdungen.»

«Oh, mein Herr, auch darüber muss ich lachen, denn es steht ja bei Ihnen, meinen Lohn zu erhöhen.»

«Ich fühle wohl, ich werde ihn erhöhen.»

Ich stand vom Tisch auf. Ich war nicht verliebt, aber überrascht über diese junge Frau, die allem Anschein nach mich bei meiner schwachen Seite zu fassen verstand. Sie verstand zu sprechen und hatte mich gleich bei diesem ersten Gespräch so ziemlich in den Grund gebohrt. Da sie jung, schön, elegant, geistreich und von sehr vornehmer Wesen war, so konnte ich nicht ahnen, was sie noch mit mir anstellen würde. Es drängte mich, mit diesem Herrn Lebel zu sprechen, um ihm dafür zu danken, dass er mir ein solches Wunder verschafft hatte, noch mehr aber, um ihn über die Frau auszufragen.



Nachdem der Tisch abgeräumt worden war, kam sie herein und fragte mich, ob ich Papierwickel trüge.

«Das hat Leduc zu besorgen,» antwortete ich; «aber wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen gern den Vorzug geben.»

Sie legte mir die Haarwickel sehr geschickt, und ich sagte zu ihr: «Ich sehe voraus. Sie werden mich bedienen, wie Sie früher Lady Montagu bedienten.»

«Nicht ganz. Aber da Sie Traurigkeit nicht lieben, muss ich Sie um eine Gnade bitten.»

«Bitten Sie, meine Liebe!»

«Ich bitte Sie, nicht zu verlangen, dass ich Sie im Bade bediene.»

«Auf Ehre, daran habe ich wirklich nicht gedacht, meine Liebe. Das wäre ja ein Skandal! Leduc hat das zu besorgen.»

«Verzeihen Sie mir, und gewähren Sie mir eine zweite Bitte!»

«Sagen Sie nur frei heraus, was Sie wünschen!»

«Gestatten Sie, dass ich eine von den Töchtern des Pförtners bei mir schlafen lasse.»

«Wenn ich daran gedacht hätte, würde ich selber es Ihnen vorgeschlagen haben. Ist sie in Ihrem Zimmer?»

«Nein.»

«Rufen Sie sie!»

«Lassen wir es bis morgen; denn wenn ich jetzt hinginge, könnte man darüber schwatzen.»

«Ich sehe, Sie sind tugendhaft, meine reizende Dubois; seien Sie versichert, ich werde Sie nicht daran hindern, es auch fernerhin zu bleiben.»

Sie half mir beim Auskleiden und musste mich sehr bescheiden finden; aber ich konnte nicht umhin, mir zu gestehen, dass ich es nicht aus Tugend war. Mein Herz war von einer anderen eingenommen, und Frau Dubois hatte mir imponiert; vielleicht machte sie sich über mich lustig, aber hierüber dachte ich nicht weiter nach.

Als ich am Morgen nach Leduc schellte, trat er mit den Worten ein, er hätte nicht gehofft, dass er die Ehre haben würde.

«Du bist ein Flegel; halte sofort nach meinem Bade zwei Tassen Schokolade bereit.»

Nachdem ich mein erstes kaltes Bad genommen hatte, das ich köstlich fand, legte ich mich wieder zu Bett. Frau Dubois trat in einem eleganten Morgenkleide und lächelnden Mundes bei mir ein.



«Sie sehen ja so fröhlich aus, meine schöne Haushälterin!»

«Ich bin es auch; denn ich fühle mich glücklich, zu Ihnen gekommen zu sein. Ich habe gut geschlafen, und in meinem Zimmer habe ich ein engelschönes Mädchen, das von nun an bei mir schlafen wird.»

«Lassen Sie sie hereinkommen.»

Sie rief, und ich sah ein scheues, hässliches Ding, von dem ich schnell den Blick abwandte.

«Sie haben keine Nebenbuhlerin haben wollen, meine Liebe; aber wenn sie Ihnen recht ist, so bin ich ganz einverstanden. Sie werden mit mir frühstücken, und ich lade Sie ein, jeden Morgen eine Tasse ausgezeichnete Schokolade mit mir zu trinken.»

«Das tue ich ausserordentlich gern, denn ich liebe die Schokolade sehr.»

Der Nachmittag verging sehr angenehm. Herr von Chavigny verbrachte mehrere Stunden bei mir. Er war mit allem zufrieden, besonders mit der schönen Haushälterin, von welcher Lebel ihm gar nichts gesagt hatte. «Sie ist», sagte er, «ein ausgezeichnetes Mittel, Sie von der Liebe zu heilen, die Frau von *** Ihnen eingeflösst hat.»

«Sie irren sich. Sie könnte mir wohl Liebe einflößen, aber ohne mich von jener zu heilen, die ich für meine Zauberin empfinde.»

Am nächsten Tage sah ich im Augenblick, da ich mich mit meiner Haushälterin zu Tisch setzen wollte, einen Wagen auf den Hof fahren und meine greuliche Hinkende aussteigen. Mir war dies sehr unangenehm, indessen zwang mich die Höflichkeit, ihr entgegenzugehen und sie zu begrüßen.

«Die Ehre, die Sie mir erweisen, gnädige Frau, ist mir gänzlich unerwartet.»

«Dies wundert mich nicht. Ich möchte Sie um einen Dienst und um ein Mittagessen bitten.»

«Bitte, treten Sie ein; es wird grade eben aufgetragen. Ich stelle Ihnen Frau Dubois vor.»

Hiermit wandte ich mich zu meiner reizenden Haushälterin und sagte ihr, die Dame werde mit uns speisen.

Frau Dubois spielte die Hausfrau und machte ganz ausgezeichnet die Honneurs; die Hinkende betrug sich trotz ihrem Adelstolz sehr gut gegen sie. Ich sprach während der Mahlzeit keine zwanzig Worte und behandelte die abscheuliche Person ohne alle Rücksicht; indessen war ich ungeduldig, zu erfahren, was für einen Dienst sie wohl von mir erwarten könnte. Sobald Frau Dubois hinausgegangen war, sagte sie mir ohne Umschweife, sie bäte mich, ihr für drei Wochen oder höchstens einen Monat zwei Zimmer abzutreten.

Überrascht ob einer solchen Frechheit sagte ich ihr, dies wäre ein Dienst, den ich ihr unmöglich leisten könnte.

«Sie können ihn mir nicht verweigern, denn die ganze Stadt weiss, dass ich eigens hinausgefahren bin, um Sie darum zu bitten.»



«Nun, potzblitz, so wird die ganze Stadt erfahren, dass ich Ihnen die Bitte abgeschlagen habe. Ich will allein sein, völlig allein, und will meine volle Freiheit haben. Jede Art von Gesellschaft würde mich belästigen.»

«Ich werde Sie in keiner Weise belästigen, und es steht nur bei Ihnen, meinen Aufenthalt unter Ihrem Dach völlig unbeachtet zu lassen. Ich werde es Ihnen durchaus nicht übel nehmen, wenn Sie sich nicht nach meinem Befinden erkundigen, und werde mich nicht nach dem Ihrigen erkundigen, selbst wenn Sie wirklich krank sein sollten. Ich werde mir von meiner Magd in der kleinen Küche mein Essen bereiten lassen, und werde mich nur dann in den Garten begeben, wenn ich sicher bin, dass Sie nicht dort sind. Sagen Sie mir jetzt, ob die einfachste Höflichkeit Ihnen gestattet, mir meine Bitte abzuschlagen.»

«Wenn die einfachsten Gebote des Anstandes Ihnen vertraut wären, Madame, so würden Sie nicht darauf bestehen, von mir einen Dienst zu verlangen, den ich Ihnen in aller Form verweigert habe, was ich hiermit wiederhole.»

Sie schwieg, aber meine Worte hatten offenbar keinen Eindruck gemacht. Mir war zumute, wie wenn ich ersticken sollte. Ich ging mit grossen Schritten im Zimmer auf und ab und dachte daran, sie als eine Verrückte hinauswerfen zu lassen. Dann dachte ich jedoch daran, dass sie Verwandte hatte, die in der Gesellschaft einen hohen Rang einnahmen, und dass ich durch schonungslose Behandlung sie zu einer Feindin machen konnte, die imstande wäre, eine schreckliche Rache auszuüben; und dass endlich Frau von *** vielleicht alle gewaltsamen Entschlüsse gegen die Megäre missbilligen könnte. Ich sagte daher zu ihr: «Nun gut, gnädige Frau, Sie sollen die Wohnung haben, die Sie auf so zudringliche Weise verlangen, und eine Stunde, nachdem Sie hier eingetroffen sind, werde ich nach Solothurn zurückkehren.»

«Ich nehme die Wohnung an und werde übermorgen einziehen. Ihre Drohung, nach Solothurn zurückzukehren, macht auf mich keinen Eindruck; denn die ganze Stadt würde Sie auslachen.»

Nach dieser unverschämten Bemerkung stand sie auf und verliess das Zimmer, ohne mich zu grüssen. Ich liess sie hinausgehen, ohne mich vom Fleck zu rühren. Ich war wie betäubt. Einen Augenblick nachher bereute ich, nachgegeben zu haben, denn ihre freche Zumutung war beispiellos. Ich fand mich dumm und lächerlich. Ich hätte die Sache scherzhaft nehmen sollen; ich konnte ihr auf feine Art die Tür weisen, ihr sagen, sie sei toll, und sie zum Verlassen meines Hauses nötigen, indem ich alle meine Leute zu Zeugen anrief.

Meine liebe Dubois kam herein; ich erzählte ihr die Geschichte, über die sie ganz starr war. Sie sagte: «Ein Verlangen solcher Art ist unwahrscheinlich, und Ihre Einwilligung in eine derartige Erpressung ist ebenso unwahrscheinlich, es sei denn, dass Sie ganz bestimmte Gründe hätten.»

Sie hatte vollkommen Recht; da ich sie jedoch nicht in die Verhältnisse einweihen wollte, so beschloss ich zu schweigen und ging aus, um meiner Galle Luft zu machen. Ermüdet kam ich nach Hause; denn ich hatte einen starken Spaziergang gemacht. Ich ass mit der Dubois zu Abend, und wir blieben bis nach Mitternacht bei Tisch. Ihre Unterhaltung gefiel mir immer mehr; sie war sehr fein gebildet, sprach gewandt und erzählte mit reizender Anmut eine Menge Anekdoten und Witze. Sie hatte keine Vorurteile, wohl aber Grundsätze. Ihre Sittsamkeit beruhte mehr auf Grundsätzen, als auf Tugend; aber wenn sie nicht ein starkes Ehrgefühl gehabt hätte, würden ihre Grundsätze sie nicht gegen die Verirrungen der Leidenschaft und gegen die Verführung des Lasters geschützt haben.



Der Auftritt mit der schamlosen Hinkenden hatte mich dermassen aufgeregt, dass ich mich nicht enthalten konnte, am nächsten Morgen in aller Frühe zu Herrn von Chavigny zu fahren und ihm die Geschichte zu erzählen. Ich sagte Frau Dubois, sie möchte nicht auf mich warten, wenn ich zum Mittagessen nicht zurück wäre.

Herr von Chavigny hatte bereits von der Hinkenden erfahren, dass sie mich aufsuchen wollte; aber er lachte laut auf, als er hörte, wie sie es angefangen hatte, um ihren Zweck zu erreichen.

«Eure Exzellenz finden dies komisch; aber ich nicht.»

«Ich sehe es; aber folgen Sie meinem Rat und tun Sie, wie wenn Sie zuerst darüber lachten. Benehmen Sie sich in allem, wie wenn Sie gar nicht wüssten, dass sie Ihre Nachbarin ist, und sie wird genügend bestraft sein. Man wird natürlich sagen, dass sie in Sie verliebt sei und dass Sie sie verschmäht haben. Erzählen Sie diese scherzhafte Geschichte Herrn von *** und bleiben Sie ohne Umstände zum Essen bei ihm. Ich habe mit Lebel über Ihre schöne Haushälterin gesprochen. Der gute Mann hat sich nichts Böses dabei gedacht. Als er nach Lausanne reiste, hatte ich ihm gerade eine Stunde vorher den Auftrag gegeben, Ihnen eine gute Haushälterin zu besorgen; unterwegs fiel ihm dies ein, er dachte an die ihm bekannte Frau Dubois, und die Sache kam ohne irgendeine Absichtlichkeit zustande. Sie ist für Sie ein Glücksfund, ein wahres Kleinod; denn wenn Sie neugierig auf sie wären, so wird sie, denke ich, Sie nicht schmachten lassen.»

«Das ist nicht sicher; sie scheint Grundsätze zu haben.»

«Nun, ich denke, Sie werden sich dadurch nicht anführen lassen. Ich lade mich zu morgen ein, bei Ihnen selbdritt zu speisen, und werde sie mit Vergnügen plaudern hören.»

Herr von *** empfing mich auf das freundschaftlichste und wünschte mir Glück zu der schönen Eroberung, die meinen Landaufenthalt zu einer Zeit der Wonne machen müsse. Ich ging natürlich auf den Scherz ein, und tat dies umso lieber, da auch die Frau mir die gleichen Komplimente machte, obgleich sie die Wahrheit ahnte. Aber ihre liebenswürdigen Scherze nahmen bald eine andere Richtung, als ich ihnen die Geschichte ausführlich erzählte. Sie erleichteten vor Entrüstung, und Herr von *** sagte mir: wenn sie mir wirklich lästig wäre, so läge es nur an mir, ihr durch die Regierung den Befehl zustellen zu lassen, mein Haus nicht mehr zu betreten.

Ich antwortete hierauf: «Dieses Mittels will ich mich nicht bedienen; denn abgesehen davon, dass ich sie entehren würde, so wäre es auch ein Zeichen meiner Schwäche; denn schliesslich muss doch jeder wissen, dass ich in meinem Hause Herr bin, und dass es ohne meine Einwilligung ihr unmöglich sein würde, sich an einem Ort festzusetzen, wo ich allein zu befehlen habe.»

«Dies ist auch meine Meinung,» sagte Frau von ***; «ich gebe Ihnen recht, dass Sie ihrem zudringlichen Verlangen nachgegeben haben. Dies beweist Ihre Höflichkeit. Ich werde ihr einen Besuch machen und ihr zu der guten Aufnahme Glück wünschen; denn sie hat mich von dem Erfolg ihres Schrittes in Kenntnis gesetzt.»

Ich sprach nicht mehr davon und nahm ihre Einladung zum Mittagessen an. Ich benahm mich freundschaftlich, aber mit jener auserlesenen Höflichkeit, die dem Verdacht keinen Raum lässt; der Gatte schöpfte denn auch keinen.



Die liebenswürdige Fee fand eine Gelegenheit, mir unbemerkt zu sagen, ich hätte wohl daran getan, dem frechen Verlangen der gräulichen Hexe nachzugeben; wenn Herr von Chauvelin wieder abgereist wäre, könnte ich ihren Gatten einladen, einige Tage bei mir zu verbringen, und ohne Zweifel werde sie auch dabei sein. «Die Frau ihres Pfortners ist meine Amme; ich erweise ihr Wohltaten und kann nötigenfalls durch sie ohne Gefahr Ihnen schreiben.»

Nachdem ich zwei italienischen Jesuiten, die auf der Durchreise in Solothurn waren, einen Besuch gemacht und sie für den nächsten Tag zum Essen eingeladen hatte, fuhr ich nach Hause, wo die reizende Dubois mich bis Mitternacht durch philosophische Gespräche unterhielt. Sie liebte Locke. Sie sagte, die Fähigkeit des Denkens sei kein Beweis für das geistige Wesen unserer Seele, denn es stehe in Gottes Macht, unserer körperlichen Organisation die Fähigkeit des Denkens zu verleihen, und ich konnte ihr nicht widersprechen. Ich musste herzlich lachen, als sie mir sagte, zwischen denken und richtig urteilen sei ein grosser Unterschied, und erkühnte mich ihr zu sagen: «Ich denke, Sie würden richtig urteilen, wenn Sie sich überreden würden, bei mir zu schlafen; und Sie glauben richtig zu urteilen, wenn Sie sich nicht darauf einlassen.»

«Glauben Sie mir, mein Herr,» antwortete sie, «zwischen der Vernunft des Mannes und der des Weibes ist ein ebenso grosser Unterschied, wie zwischen der körperlichen Beschaffenheit der beiden Geschlechter.»

Am nächsten Morgen um neun Uhr tranken wir gerade unsere Schokolade, als die Hinkende ankam. Ich hörte ihren Wagen, aber ich rührte mich nicht von der Stelle. Das hässliche Geschöpf schickte den Wagen wieder fort und richtete sich mit einer Kammerfrau in der Wohnung ein.

Ich hatte Leduc nach Solothurn geschickt, um meine Briefe von der Post abzuholen, und musste daher meine Haushälterin bitten, mich zu frisieren; sie machte dies ausgezeichnet, als ich ihr gesagt hatte, dass wir den Herrn Botschafter und die beiden Jesuiten zu Tisch haben würden. Ich dankte ihr, indem ich sie zum ersten Mal auf die Wange küsste, denn sie erlaubte mir nicht, ihre schönen Lippen zu berühren. Ich fühlte, dass die Liebe durch alle Poren in uns eindrang; aber wir blieben vernünftig, was ihr wegen der dem schönen Geschlecht angeborenen Koketterie weniger schwer wurde als mir; denn diese Koketterie ist oft mächtiger als die Liebe.

Herr von Chavigny kam um zwei Uhr. Ich hatte die Jesuiten nur mit seiner Einwilligung eingeladen und hatte ihnen meinen Wagen geschickt. Bis die Herren kamen, gingen wir spazieren, und Herr von Chavigny bat meine hübsche Haushälterin, uns nachzukommen, sobald sie einige kleine Haushaltsgeschäfte erledigt hätte, die sie in dem Augenblicke verhinderten, das Haus zu verlassen.

Herr von Chavigny war einer von den Männern, die Frankreich aufsparte, um sie in geeignetem Augenblick zu solchen Mächten zu schicken, die es verführen und in sein Interesse ziehen wollte. Ein solcher Mann war Herr de l'Hôpital, der das Herz der Kaiserin Elisabeth Petrowna zu gewinnen wusste; ein solcher Mann war auch der Herzog von Nivernois, der im Jahre 1762 das Kabinett von St.-James nach seinem Gefallen lenkte.

Frau Dubois, die uns inzwischen eingeholt hatte, unterhielt uns sehr angenehm, und Herr von Chavigny sagte, er finde an ihr alle Eigenschaften, um einen Mann glücklich zu machen. Sie bezauberte ihn vollends, als sie bei Tisch die beiden Jesuiten durch die feinsten und geistreichsten Scherze ins Gedränge brachte. Am Abend sagte der wundervolle alte Herr zu mir, er habe einen glücklichen Tag verbracht; nachdem er mich noch eingeladen



hatte, während des Aufenthaltes des Herrn von Chauvelin bei ihm zu speisen, und mich herzlich umarmt hatte, fuhr er ab.

Herr von Chauvelin, den ich in Versailles beim Herrn Herzog von Choiseul kennen zu lernen die Ehre gehabt hatte, war ein sehr liebenswürdiger Mann. Er kam zwei Tage darauf in Solothurn an, und da der Botschafter mir Bescheid sagen liess, beeilte ich mich, ihm meine Aufwartung zu machen. Er erkannte mich wieder und stellte mich seiner Gemahlin vor, die ich noch nicht die Ehre hatte zu kennen. Da ich bei Tisch zufällig neben meiner Schönen sass, geriet ich in fröhliche Stimmung und erzählte eine Menge scherzhafter Sachen, die alle Anwesenden in heitere Laune versetzten. Als Herr von Chauvelin bemerkte, er wisse mehrere hübsche Geschichtchen über mich, sagte Herr von Chavigny ihm, die schönste kenne er noch nicht, und erzählte mein Züricher Abenteuer. Herr von Chauvelin sagte zu Frau von ***: um sie zu bedienen, würde er sogar zum Lakaien werden, worauf Herr von *** das Wort ergriff und ihm sagte, ich hätte einen viel feineren Geschmack, denn die Dame, um derentwillen ich den Kellner gespielt hätte, wohne in meinem Landhause unter einem Dache mit mir.

«Nun, Herr Casanova,» rief Herr de Chauvelin, «da kommen wir alle hinaus und machen Ihnen einen Besuch.» Ich wollte ihm antworten, Herr von Chavigny kam mir jedoch zuvor und sagte: «Ei, gewiss! Ich hoffe, er wird mir seinen schönen Saal leihen, um dort Sonntag einen Ball zu geben.»

Auf diese Weise verhinderte mich der liebenswürdige Hofkavalier, mich zu verpflichten, selber einen Ball zu geben, und entband mich von meinem prahlerischen Versprechen, das man mir übel ausgelegt haben würde, denn ich hätte damit in die Rechte des Botschafters eingegriffen, der allein seine erlauchten Gäste während der fünf oder sechs Tage des Solothurner Aufenthaltes bewirten durfte. Ausserdem hätte meine Prahlucht mich zu einer beträchtlichen Ausgabe verleitet, die für mich ganz zwecklos gewesen wäre.

Von Voltaire kam das Gespräch auf die Schottin, und man rühmte meine Nachbarin, die darüber errötete und schön wie ein Stern wurde, was zu neuen Lobpreisungen Anlass gab.

Nach dem Essen lud der Gesandte uns alle für den nächsten Tag zum Ball ein. Ich fuhr nach meinem Landhause zurück, verliebter denn je in meine wunderbare Amazone, die der Himmel erschaffen hatte, um mir das schwerste Leid meines ganzen Lebens zu bereiten, wie der Leser bald sehen wird.

Ich fand meine Haushälterin schon zu Bett, und dies war mir lieb, denn die Nähe meiner schönen *** hatte mich dermassen entflammt, dass meine Vernunft wahrscheinlich nicht imstande gewesen wäre, mich innerhalb der Schranken des Respekts zu halten. Am anderen Morgen fand sie mich traurig; aber sie eröffnete gegen mich eine Plänkelei, die meine Seele wieder heiter machte. Während wir die Schokolade tranken, liess die Kammerfrau der Hinkenden sich melden und übergab mir einen Brief; ich schickte sie fort, indem ich ihr sagte, mein Bedienter würde ihrer Herrin die Antwort überbringen. Das eigentümliche Billet lautete folgendermassen: «Der Herr Botschafter hat mich für Sonntag zum Ball einladen lassen. Ich habe antworten lassen, ich befände mich nicht wohl; sollte es mir jedoch gegen Abend besser gehen, so würde ich teilnehmen. Mir scheint, da ich bei Ihnen wohne, so muss ich von Ihnen selber eingeführt werden, oder darf überhaupt nicht erscheinen. Wenn Sie also keine Lust haben, mir dieses Vergnügen zu erweisen und mich auf den Ball zu führen, so bitte ich Sie, tun Sie mir den Gefallen und sagen Sie, dass ich krank sei. Entschuldigen Sie, dass ich geglaubt habe, in diesem ganz besonde-



ren Falle gegen unsere Abmachungen verstossen zu dürfen, denn es gilt doch, dem Publikum gegenüber zum mindesten den äusseren Schein zu wahren.»

«Nein!» rief ich, ausser mir vor Entrüstung. Ich ergriff eine Feder und schrieb folgende Zeilen:

«Ich finde Ihre Ausrede köstlich, gnädige Frau. Man wird sagen, dass Sie krank seien, denn ich bleibe den Bedingungen getreu, die Sie selber aufgestellt haben, und da ich meiner vollen Freiheit geniessen will, so werde ich nicht die Ehre haben, Sie auf den Ball zu führen, den der Herr Botschafter so freundlich ist, in meinem Saale geben zu wollen.»

Ich gab meiner Haushälterin den unverschämten Brief und meine Antwort zu lesen; sie fand, diese sei so, wie die freche Person sie verdiene. Hierauf schickte ich meinen Brief an die Adresse.

In köstlicher Ruhe verbrachte ich die beiden nächsten Tage zu Hause. Ich sah keinen Menschen; aber die Gesellschaft meiner lieben Dubois war vollkommen ausreichend. Am Sonntag kamen in aller Frühe die Leute des Gesandten, um die nötigen Vorbereitungen für den Ball und das Abendessen zu treffen. Als ich bei Tisch sass, kam Lebel, um mir seine Aufwartung zu machen. Ich liess ihn Platz nehmen und dankte ihm für das schöne Geschenk, das er mir gemacht, indem er mir eine so vollkommene Haushälterin besorgt hätte. Lebel war ein schöner Mann, mittleren Alters, von heiterem, seinem Stande angemessenem Wesen, und ein vollkommener Ehrenmann.

«Wer von Ihnen beiden ist mehr eingegangen?» fragte er mich.

«Da ist von einem mehr oder weniger nicht die Rede,» sagte meine liebenswürdige Hausdame, «denn wir sind beide gleich sehr miteinander zufrieden.»

Zu meiner Freude waren Herr und Frau *** das erste Paar, das am Abend erschien. Sie war sehr nett gegen Frau Dubois und liess nicht die geringste Überraschung merken, als ich ihr diese als meine Haushälterin vorstellte. Sie sagte mir, ich könnte nicht umhin, Sie zu der Hinkenden zu führen, und trotz meinem Widerstreben musste ich ihr wohl gehorchen. Wir wurden mit dem Anschein herzlichster Freundschaft empfangen; die Hinkende ging mit uns in den Garten, um einen Spaziergang zu machen. Herr von *** reichte ihr seinen Arm, während meine Zauberin sich verliebt auf den meinigen stützte.

Nachdem wir ein paar Mal um den Garten herumgegangen waren, bat Frau von *** mich, sie zu ihrer Amme zu führen. Da ihr Gemahl in der Nähe war, fragte ich sie: «Wer ist denn Ihre Amme, gnädige Frau?»

«Die Frau Ihres Pförtners,» beeilt der Gatte sich zu antworten; «wir werden bei der gnädigen Frau auf Sie warten.»

«Sagen Sie mir, lieber Freund,» fragte sie mich unterwegs, «ob Ihre hübsche Haushälterin nicht bei Ihnen schläft?»

«Nein! Ich schwöre es Ihnen! Ich kann nur Sie lieben.»

«Ich will es gerne glauben, obgleich es mir schwierig erscheint. Aber wenn Sie die Wahrheit sagen, tun Sie unrecht, sie zu behalten, denn kein Mensch wird es glauben.»



«Es genügt mir, wenn Sie überzeugt sind, dass ich Ihnen nichts vorlüge. Ich lasse der jungen Frau volle Gerechtigkeit widerfahren, und ich begreife, dass wir zu keiner anderen Zeit unter einem Dache schlafen könnten, ohne dasselbe Bett zu teilen; aber in dem Zustande, in den Sie mein Herz versetzt haben, kann ich nicht in sie verliebt werden.»

«Ich glaube es Ihnen herzlich gern, aber ich finde sie sehr hübsch!»

Wir traten bei der Amme ein, die sie ihr Töchterchen nannte und mit Liebkosungen überhäufte; hierauf liess sie uns allein, um eine Limonade zu bereiten. Kaum waren wir allein, so presste Mund sich auf Mund, und meine Hände betasteten tausend Schönheiten, die nur durch ein leichtes Tafftkleid verhüllt waren. Leider konnte ich sie nur durch diese Hülle hindurch geniessen, die umso verräterischer war, da sie keinen von den Reizen des wonnigen Weibes verbarg. Ich bin überzeugt, die treffliche Amme hätte länger auf sich warten lassen, wenn sie geahnt hätte, wie sehr wir es nötig hatten, noch einige Augenblicke länger miteinander allein zu sein. Aber ach! niemals wurden zwei Limonaden schneller zubereitet!

«Sie war also schon fertig!» rief ich, als ich die Frau erscheinen sah.

«O nein, gnädiger Herr! Aber ich bin flink!»

«Ja -- sehr!»

Über diese doppelte Naivität lachte meine reizende Freundin hell auf, indem sie mich zugleich mit einem sehr bedeutungsvollen Blick ansah. Auf dem Rückwege sagte sie mir: da das Schicksal immer noch gegen uns wäre, so müssten wir, um glücklicher zu werden, warten, bis ihr Gemahl sich entschliesse, einige Tage bei mir zu verbringen.

Die gräuliche Hinkende bot uns eingemachte Früchte an, die sie sehr lobte, besonders ein Quittenmus, das sie uns dringend aufnötigte. Wir lehnten ab, und Frau von *** trat mir dabei auf den Fuss. Als wir draussen waren, sagte sie mir, ich hätte gut daran getan, nichts anzurühren, denn man habe die Hinkende im Verdacht, ihren Mann vergiftet zu haben.

Ball, Abendessen, Erfrischungen und Gäste waren köstlich und glänzend. Ich tanzte mit Frau von Chauvelin nur ein einziges Menuett, da ich fast die ganze Nacht hindurch mit ihrem Gemahl plauderte. Ich schenkte ihm meine Übersetzung seines kleinen Gedichtes über die sieben Todsünden; er nahm sie mit grossem Vergnügen an.

«Ich werde», sagte ich zu ihm, «Ihnen in Turin einen Besuch machen.»

«Werden Sie Ihre Haushälterin mitbringen?»

«Nein.»

«Da tun Sie aber sehr unrecht, denn sie ist eine reizende Person.»

Alle Welt sprach von meiner lieben Dubois wie Herr de Chauvelin. Sie hatte ein sehr feines Schicklichkeitsgefühl und wusste sich Achtung zu verschaffen, ohne jemals über die Grenzen ihrer Stellung hinauszugehen. Vergeblich nötigte man sie zu tanzen; sie sagte mir später, wenn sie den Bitten nachgegeben hätte, würde sie sich den Hass aller Damen zugezogen haben. Sie wusste sehr wohl, dass sie zum Entzücken tanzte.



Am zweiten Tage darauf reiste Herr von Chauvelin ab, und am Ende der Woche erhielt ich einen Brief von Frau d'Urfé; sie schrieb mir, sie habe zwei Tage in Versailles verbracht, um meine Angelegenheit zum guten Ende zu führen. Sie schickte mir eine Abschrift des vom König unterzeichneten Begnadigungsbriefes zugunsten des Verwandten des Herrn von *** und versicherte mir, das Original sei an den Obersten des Regimentes geschickt worden, in das der junge Mann mit seinem früheren Range wieder eintreten würde. Ich liess anspannen, um in aller Eile diese gute Nachricht Herrn von Chavigny zu überbringen. Ich war wonnetrunken und verhehlte meine Freude nicht vor dem Gesandten, der mir viele Komplimente machte: Herr von *** habe durch meine Vermittelung, ohne einen Heller auszugeben, erlangt, was er sehr teuer hätte bezahlen müssen, wenn er es überhaupt um Geld hätte erhalten können; er müsse sich daher glücklich schätzen, mir sein volles Vertrauen zu bezeigen.

Um der Sache einen möglichst wichtigen Anstrich zu verleihen, bat ich den alten Herrn, sich die Mühe zu machen und selber dem Herrn von *** diese Begnadigung mitzuteilen. Er schrieb ihm sofort einige Zeilen und bat ihn bei ihm vorzusprechen.

Als Herr von *** erschien, gab der Botschafter ihm die Abschrift und sagte ihm, er verdanke nur mir allein diesen glücklichen Ausgang. Der wackere Mann war ausser sich vor Freude und fragte mich, wie viel er mir schuldig sei.

«Nichts, mein Herr, als Ihre Freundschaft, die ich höher schätze als alles Gold der Welt; und wenn Sie mir einen recht grossen Beweis derselben geben wollen, so tun Sie mir die Ehre an, einige Tage bei mir zu verbringen, denn ich sterbe vor Langeweile. Die Angelegenheit, womit Sie mich beauftragt hatten, muss von geringer Bedeutung sein, denn Sie sehen, mit welcher Schnelligkeit man Ihren Wunsch erfüllt hat.»

«Von geringer Bedeutung? Mein werter Herr, seit einem Jahre habe ich alle meine Mittel aufgeboten; ich habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, ohne etwas zu erreichen, und Sie setzen es in vierzehn Tagen durch. Verfügen Sie über mein Leben!»

«Umarmen Sie mich und kommen Sie zu mir zu Besuch. Ich fühle mich übergücklich, wenn ich einem Mann wie Ihnen gefällig sein kann.»

«Ich will die gute Nachricht sofort meiner Frau mitteilen; sie wird Ihnen dafür ebenso dankbar sein wie ich.»

«Ja, gehen Sie!» sagte der Botschafter zu ihm, «und lassen Sie uns morgen selbviert miteinander speisen.»

Als wir allein waren, machte der Marquis von Chavigny als alter Höfling und geistvoller Mann sehr philosophische Bemerkungen über den Hof eines Herrschers, wo an und für sich nichts leicht oder schwer sei, weil in jedem Augenblick das Leichte schwer und das Schwere leicht werde, und wo man oft der Gerechtigkeit versage, was man der Gunst oder gar der Zudringlichkeit bewillige. Er hatte Frau von Urfé gekannt; er hatte ihr sogar zu einer Zeit den Hof gemacht, als der Regent ein geheimes Liebesverhältnis mit ihr hatte. Er hatte ihr den Spitznamen Egeria gegeben, weil sie sagte, sie hätte einen Genius, der sie begeistere und jede Nacht zu ihr komme, wenn sie allein schlafe. Hierauf sprach er mit mir über Herrn von ***, der für mich die grösste Freundschaft fühlen müsste. «Das richtige Mittel, einem eifersüchtigen Gatten Hörner aufzusetzen besteht darin, seine Zuneigung zu gewinnen, denn unter Freunden ist Eifersucht fast unmöglich.»



Als wir am nächsten Tage alle vier miteinander speisten, sprach Frau von ***, durch die Dankbarkeit dazu ermächtigt, auf tausendfache Art mir ihre Freundschaft aus, und mein Herz deutete ihre Worte als Beweise der Liebe. Beide versprachen mir, im Laufe der folgenden Woche drei Tage in meinem Landhaus zuzubringen.

Sie hielten Wort, ohne mir ihre Ankunft vorher zu melden; aber ich wurde dadurch nicht überrascht, denn ich hatte alles vorbereitet, um sie gut zu empfangen.

Mein Herz bebte vor Freude, als ich meine Zauberin aus dem Wagen steigen sah; aber diese Freude war nicht ungemischt, denn Herr von *** kündigte mir an, sie müssten unbedingt am vierten Tage nach Solothurn zurückkehren, und seine Frau sagte mir, es sei unerlässlich, die abscheuliche Witwe stets zu unseren Unterhaltungen zuzuziehen.

Ich führte meine Gäste in die Zimmer, die ich für sie hatte zurecht machen lassen, da sie mir für meine Absichten am passendsten schienen. Sie lagen im Erdgeschoss, den meiningegen gegenüber. Das Schlafzimmer hatte einen Alkoven mit zwei Betten, die durch eine Scheidewand mit einer Verbindungstür voneinander getrennt waren. Man gelangte dorthin durch zwei Vorzimmer, von denen das erste eine Tür nach dem Garten hatte. Zu allen diesen Türen besass ich die Schlüssel; die Kammerfrau schlief in einer Kammer jenseits des Vorzimmers. Dem Wunsche meiner Göttin gehorsam, gingen wir zu der Hinkenden, die uns sehr gut aufnahm; sie weigerte sich jedoch, während der drei Tage sich unserer Gesellschaft anzuschliessen, indem sie sagte, sie wolle uns unsere Freiheit lassen. Doch gab sie nach, als ich erklärte, dass unsere Bedingungen nur Gültigkeit hätten, wenn wir allein wären.

Meine liebe Dubois hatte ein zu feines Schicklichkeitsgefühl, um nicht, ohne dass ich ihr ein Wort zu sagen brauchte, sich das Essen auf ihr Zimmer bringen zu lassen. Wir hielten zu vieren eine köstliche Mahlzeit, denn ich hatte Befehle gegeben, die Tafel besonders reich zu besetzen. Nach dem Abendessen führte ich meine Gäste in ihre Zimmer. Hierauf konnte ich nicht umhin, auch die Witwe in ihre Wohnung zu begleiten. Sie lud mich ein, ihrer Nachttoilette beizuwohnen; aber ich ersparte mir dies, indem ich ihr meine Verbeugung machte. Sie sagte mir spöttisch, nachdem ich mich so gut aufgeführt hätte, verdiente ich es, das Ziel meiner Wünsche zu erreichen. Ich antwortete ihr kein Wort.

Am nächsten Morgen sagte ich meiner Schönen bei einem Spaziergang in meinem Garten, ich hätte alle Schlüssel und könnte jederzeit zu ihr gelangen.

«Ich erwarte», sagte sie, «einen Besuch meines Mannes; denn er hat diesen durch die bei ihm in solchen Fällen üblichen Liebkosungen bereits angedeutet; Sie müssen also Ihren Ausflug auf die nächste Nacht verschieben. Dann wird er keine Schwierigkeiten bieten, denn es ist noch niemals vorgekommen, dass er zwei Nächte hintereinander der Liebe gehuldigt hat.»

Gegen Mittag erhielten wir den Besuch des Herrn von Chavigny, der sich bei mir zum Essen einlud; als er aber sah, dass meine Haushälterin in ihrem Zimmer speiste, schlug er Lärm. Die Damen gaben ihm Recht, und wir gingen alle zusammen zu ihr und nötigten sie, sich mit uns zu Tisch zu setzen. Ohne Zweifel schmeichelte ihr dieses und kam ihrer guten Laune zu statten; denn sie ergötzte uns durch eine Menge witziger Bemerkungen und durch die pikantesten Anekdoten über Lady Montagu. Nach Tisch sagte Frau von *** zu mir: «Es ist unmöglich, dass Sie nicht in die junge Frau verliebt sind, denn sie ist entzückend.»



«Ich werde Ihnen beweisen, dass ich nur in Sie verliebt bin, wenn ich heute Nacht ein paar Stunden in Ihren Armen verbringen kann.»

«Leider ist es mir unmöglich; denn mein Gatte hat bemerkt, dass heute Mondwechsel ist.»

«Er braucht also die Erlaubnis des Mondes, um eine so süsse Pflicht bei Ihnen zu erfüllen?»

«Ganz recht. Dies ist, nach seiner Astrologie, das Mittel, seine Gesundheit zu erhalten und einen Sohn zu bekommen, den der Himmel ihm gewähren möge; denn ohne dessen Beihilfe ist es kaum wahrscheinlich, dass seine Wünsche in Erfüllung gehen.»

«Ich hoffe das Werkzeug des Himmels zu sein!» rief ich lachend.

«Möchten Sie Recht haben!»

Ich musste also warten. Am anderen Morgen beim Spaziergang sagte sie zu mir: «Das Mondopfer ist vollbracht, und um jeder Furcht überhoben zu sein, werde ich ihn heute Abend vor dem Zubettgehen zu einer Wiederholung nötigen; hierauf wird er zweifellos in einen tiefen Schlaf versinken. Sie können also um ein Uhr kommen; die Liebe wird Sie erwarten!»

Meines Glückes gewiss überliess ich mich der Freude, womit eine so süsse Verheissung ein glühendes Herz erfüllen musste. Es war die einzige Nacht, auf die ich hoffen konnte, denn Herr von *** hatte erklärt, dass sie am folgenden Tage nach Solothurn zurückkehren würden.

Nach dem Abendessen begleitete ich die Damen in ihre Zimmer; hierauf ging ich in das meinige und sagte meiner Haushälterin, ich hätte viel zu schreiben und sie könnte zu Bett gehen.

Kurz vor ein Uhr ging ich hinaus, und da die Nacht finster war, so schlich ich auf den Zehen um das halbe Haus herum. Gegen meine Erwartung fand ich die Tür offen, doch achtete ich nicht auf diesen Umstand. Ich öffnete die Tür zum zweiten Vorzimmer und im Augenblick, wo ich sie wieder schloss, fühlte ich mich von einer Hand erfasst, während eine andere sich auf meinen Mund legte.

Ich hörte nur ein sehr leises Pst!, das mir Schweigen gebot. Ein Sofa stand neben uns; wir machten einen Altar daraus, und im selben Augenblick befand ich mich im Innern des Tempels.

Es war die Zeit der Sommersonnenwende; ich hatte nur zwei Stunden vor mir und verlor keine Minute davon, und da ich in meinen Armen das herrliche Weib zu halten glaubte, nach dem ich so lange geschmachtet hatte, erneuerte ich unaufhörlich die Beweise meiner glühenden Liebe. In der Fülle meines Glückes fand ich es wundervoll, dass sie beschlossen hatte, mich nicht in ihrem Bett zu erwarten, denn das Geräusch unserer Küsse und unserer lebhaften Bewegungen hätte den lästigen Gatten aufwecken können. Ihre zärtliche Glut kam der meinigen gleich und verdoppelte mein Glück, indem sie mir, zu meinem unseligen Irrtum, bewies, dass dieses Weib von allen meinen Eroberungen die rühmlichste war.



Die Stutzuhr verkündete mir zu meinem höchsten Bedauern, dass es für mich Zeit war, den Platz zu räumen. Ich bedeckte sie noch einmal mit den zärtlichsten Küssen; dann ging ich in mein Zimmer zurück und überliess mich mit freudevullem Herzen dem Schlaf.

Um neun Uhr weckte Herr von *** mich; er zeigte mir mit glückstrahlendem Gesicht einen eben erhaltenen Brief, worin sein Verwandter mir für seine Wiedereinstellung in das Regiment dankte. Dieser Brief, den die Dankbarkeit diktiert hatte, stellte mich als einen Gott hin.

«Ich bin glücklich, mein Freund», sagte ich zu ihm, «dass ich Ihnen habe dienen können.»

«Und ich werde glücklich sein, wenn ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen kann. Kommen Sie und frühstücken Sie mit uns; meine Frau ist noch beim Ankleiden. Kommen Sie!»

Ich stand in aller Eile auf. Im Augenblick, wo ich ausgehen wollte, sah ich die abscheuliche Witwe, die mit strahlendem Gesicht mir sagte: «Ich danke Ihnen, mein Herr; ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ich gebe Ihnen Ihre Freiheit wieder, und fahre nach Solothurn zurück.»

«Warten Sie eine Viertelstunde, gnädige Frau, wir werden mit Frau von *** frühstücken.»

«Keinen Augenblick länger! Ich habe ihr soeben guten Morgen gesagt und reise nun! Leben Sie wohl, denken Sie an mich!»

«Leben Sie wohl, Madame.»

Kaum war sie hinaus, so fragte Herr von *** mich, ob das Weib verrückt sei.

«Man könnte es glauben,» antwortete ich ihm; «denn da sie hier nur mit Höflichkeit behandelt worden ist, so hätte sie wohl bis zum Abend warten können, um mit Ihnen zurückzufahren.»

Wir setzten uns zum Frühstück nieder und sprachen allerlei über diese plötzliche Abreise. Hierauf gingen wir in den Garten, um einen Spaziergang zu machen. Wir trafen dort Frau Dubois, mit welcher Herr von *** sich sofort beschäftigte. Seine Frau sah ein wenig niedergeschlagen aus, und ich fragte sie, ob sie gut geschlafen hätte.

«Ich bin erst um vier Uhr eingeschlafen, nachdem ich, in meinem Bette sitzend, so lange auf Sie gewartet hatte. Welcher Zwischenfall hat Sie nur abhalten können, zu mir zu kommen.»

Auf eine solche Frage war ich nicht gefasst. Ich war wie versteinert. Ohne ihr zu antworten, sah ich sie starr an; ich konnte mich von meiner Überraschung nicht erholen. Endlich sagte eine schreckliche Ahnung mir, dass ich das Unglück gehabt hätte, zwei Stunden in den Armen der gräulichen Hexe zu verbringen, die ich aus Feigheit in mein Haus aufgenommen. Ein entsetzlicher Schauer durchrann mich, und ich musste hinter eine Hecke treten, um mich von einem Schreck zu erholen, den kein Mensch ahnen konnte. Ich fühlte mich dem Tode nahe und würde unfehlbar gefallen sein, wenn ich nicht meinen Kopf gegen einen Baum gelehnt hätte.



Der erste Gedanke, der in mir aufstieg, war ein schrecklicher Gedanke, den ich sofort zurückwies: dass nämlich Frau von *** den Genuss gerne hingenommen hätte, nun aber ihn leugnen wollte; denn dieses Recht hat jede Frau, die sich an einem dunklen Ort hingibt, weil es immerhin unmöglich sein kann, sie zu überführen. Aber ich kannte zu gut das göttliche Weib, das ich zu besitzen geglaubt hatte, und konnte daher nicht lange sie einer so gemeinen Hinterlist für fähig halten. Ich fühlte, dass es unartig von ihr gewesen wäre, zum Scherz mir zu sagen, dass sie vergeblich auf mich gewartet hätte; denn in solchen Dingen genügt der leiseste Zweifel, um das edelste Gefühl zu entwürdigen. Ich konnte also den entsetzlichen Gedanken nicht abweisen, dass die elende Witwe ihre Stelle eingenommen hätte. Wie hatte sie dies gemacht? Woher hatte sie etwas gewusst? Dies vermochte ich nicht zu ergründen, und so quälte ich mich nutzlos mit allen möglichen Vermutungen. Wenn ein Gedanke den Geist bedrückt, so tritt vernünftiges Nachdenken erst dann ein, wenn dieser Druck fast seine ganze Kraft verloren hat.

Ich sah also ein, dass ich zwei Stunden mit einem scheusslichen Ungeheuer verbracht hatte. Es vermehrte meinen Schmerz, ja, es erfüllt mich noch jetzt mit Abscheu und Ekel vor mir selber, dass ich mir gestehen musste, vollkommen glücklich gewesen zu sein. Dieser Irrtum war unverzeihlich; denn zwischen den beiden Frauen bestand ein Unterschied wie zwischen schwarz und weiss, und obgleich ich wegen der Dunkelheit nicht hatte sehen und wegen der Notwendigkeit des Schweigens nicht hatte hören können, so hätte das Gefühl allein mich aufklären müssen, wenigstens nach dem ersten Sturmangriff. Aber meine Phantasie war im Taumel. Ich fluchte auf die Liebe, auf die Natur und besonders auf meine unbegreifliche Schwachheit, eine Schlange bei mir aufzunehmen, die mich des Besitzes meines Engels beraubt hatte. Der Gedanke, dass ihre Berührung mich besudelt hatte, erregte mir Ekel vor mir selber. Ich beschloss zu sterben, vorher aber mit eigenen Händen die abscheuliche Megäre zu erwürgen, die mich so unglücklich machte.

Während ich in diesem Beschluss mich immer mehr bestärkte, trat Herr von *** teilnehmend zu mir und fragte mich, ob ich krank sei; er erschrak, als er mich totenbleich und von Schweiß überströmt sah. «Meine Frau», sagte der wackere Mann zu mir, «ist unruhig und hat mich zu Ihnen geschickt.»

Ich antwortete ihm: «Ich musste sie verlassen, weil mich plötzlich ein Schwindel befiel, aber ich fühle mich bereits etwas besser. Gehen wir zu ihr!»

Frau Dubois brachte mir ein Fläschchen Karmeliterwasser und sagte mir scherzend: sie sei überzeugt, dass die Abreise der Witwe an meiner Erregung schuld sei.

Wir setzten unsern Spaziergang fort, und als wir weit genug von dem Gemahl entfernt waren, der mit meiner Haushälterin ging, sagte ich ihr, ihre Worte, die sie ohne Zweifel nur im Scherz gesagt, hätten mich so ausser Fassung gebracht.

«Ich habe durchaus nicht gescherzt, lieber Freund,» sagte sie zu mir mit einem Seufzer; «sagen Sie mir also: Was hat Sie abgehalten, zu mir zu kommen.»

Ich war starr. Ich konnte mich nicht entschliessen, ihr etwas zu gestehen, was mich tief beschämte, und ich wusste keine Ausrede zu ersinnen, um mich zu rechtfertigen. Ganz verwirrt schwieg ich, als die kleine Schlafgenossin meiner Haushälterin ihr einen Brief übergab, den die unwürdige Hinkende durch besonderen Boten gesandt hatte. Sie öffnete ihn und übergab mir einen Einschluss, der an mich überschrieben war. Ich steckte ihn in die Tasche und sagte, ich würde ihn bei Musse lesen. Man drang nicht in mich, aber Herr von *** sagte scherzend, ich sei liebeskrank.



Ich war nicht zum Lachen aufgelegt und antwortete nicht. Wir wurden zum Essen gerufen, aber es war mir unmöglich, etwas anzurühren. Man schrieb meine Enthaltbarkeit meinem Unwohlsein zu.

Ich war ungeduldig, den Brief zu lesen; aber dazu hätte ich allein sein müssen, und dies war schwer zu machen.

Um mich der Partie Pikett zu entziehen, die wir für gewöhnlich jeden Nachmittag machten, trank ich nur eine Tasse Kaffee und sagte, ich glaubte, die frische Luft würde mir wohl tun. Frau von *** erriet meine Absicht und kam mir zu Hilfe, indem sie vorschlug, wir wollten alle in einem geschlossenen Baumgange des Gartens spazieren gehen. Ich bot ihr meinen Arm, ihr Gemahl bot meiner Haushälterin den seinen, und wir gingen hinaus.

Sobald Frau von *** sah, dass man uns nicht mehr bemerken konnte, sagte sie mir folgendes: «Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, Sie haben die Nacht mit jenem boshafte Weibe verbracht, und ich habe grosse Furcht, blossgestellt zu werden. Sagen Sie mir alles, lieber Freund, vertrauen Sie mir alles ohne Rückhalt an; es ist mein erster Liebeshandel, und wenn dieser mir als Schule dienen soll, so müssen Sie mich alles wissen lassen. Ich bin überzeugt, Sie haben mich geliebt; lassen Sie mich, ich bitte Sie, nicht glauben, dass Sie mein Feind geworden sind!»

«Gerechter Himmel, was sagen Sie da? Ich Ihr Feind?»

«Sagen Sie mir also die ganze Wahrheit, und vor allen Dingen sagen Sie sie mir, bevor Sie den Brief der boshafte Person gelesen haben. Ich beschwöre Sie im Namen meiner Liebe. Bemänteln Sie nichts!»

«Nun denn, göttliches Weib, Ihr Wunsch sei erfüllt! Ich bin um ein Uhr bei Ihnen eingetreten; in dem Augenblick, wo ich das zweite Vorzimmer betrat, ergriff eine Frau meinen Arm und legte mir die Hand auf den Mund, um mir Schweigen zu gebieten. Ich glaubte Sie in meinen Armen zu halten und legte Sie sanft auf das Sofa. Begreifen Sie: ich musste mich sicher glauben, mit Ihnen zusammen zu sein, und es ist mir noch jetzt unmöglich, daran zu zweifeln. Ich habe also mit Ihnen die beiden köstlichsten Stunden meines Lebens verbracht, ohne dass wir ein einziges Wort gesprochen haben. Verfluchte zwei Stunden, deren Erinnerung die Qual meines ganzen Lebens sein wird! Um Viertel nach drei Uhr habe ich Sie verlassen, alles Übrige wissen Sie.»

«Wer kann diesem Scheusal gesagt haben, dass Sie um ein Uhr zu mir kommen sollten?»

«Ich weiss es nicht, und dieser Gedanke peinigt mich.»

«Geben Sie zu, dass von uns dreien ich am meisten zu beklagen und ach! vielleicht die einzige Unglückliche bin!»

«Oh, wenn Sie mich lieben, so glauben Sie um des Himmels willen dies nicht! Ich bin entschlossen, sie zu erdolchen und dann mich zu töten, nachdem sie ihre gerechte Strafe erhalten hat.»

«Haben Sie auch bedacht, dass ich die unglücklichste aller Frauen bin, wenn diese Geschichte in die Öffentlichkeit kommt? Mässigen wir uns, mein lieber Freund! Sie tragen keine Schuld, und ich liebe Sie nur noch umso mehr, wenn dies überhaupt möglich ist.



Geben Sie mir den Brief, den jene Ihnen geschrieben hat. Ich werde auf die Seite gehen, um ihn zu lesen, und Sie werden ihn nachher lesen; denn wenn mein Mann uns den Brief zusammen lesen sähe, müssten wir ihm den Inhalt mitteilen.»

«Da ist der Brief.»

Ich holte den Gatten ein, der sich über die Bemerkungen der Haushälterin zu Tode lachen wollte. Die Unterhaltung mit Frau von *** hatte mich ein wenig beruhigt. Das Vertrauen, womit sie mich um den Brief gebeten hatte, tat mir wohl. Ich brannte vor Begierde, den Inhalt zu kennen, und trotzdem empfand ich einen unüberwindlichen Widerwillen, ihn zu lesen; denn er konnte nur meinen Zorn reizen, und ich befürchtete dessen Wirkungen.

Frau von *** kam zu uns heran, und nachdem wir uns von neuem von den beiden anderen getrennt hatten, gab sie mir den verhängnisvollen Brief zurück, indem sie mir sagte, ich möchte ihn erst lesen, wenn ich allein wäre und den Kopf klar hätte. Sie nahm mir mein Ehrenwort ab, in dieser Angelegenheit nichts zu tun, ohne mich mit ihr beraten zu haben, und ihr von allen meinen Absichten durch ihre zuverlässige Amme Kenntnis zu geben. «Wir haben nicht zu befürchten», schloss sie, «dass die unwürdige Vettel die Sache veröffentlicht, denn sie würde sich selber zu allererst blossstellen; für uns beide aber ist es das sicherste, unsere Gefühle zu verbergen. Übrigens, lieber Freund, gibt das abscheuliche Weib Ihnen einen Rat, den Sie nicht verachten dürfen.»

Es zerriss mir das Herz, zu sehen, wie während dieser Worte dicke Tränen der Liebe und des Kummers ihren schönen Augen entrollten, obgleich sie, um meinen Schmerz zu lindern, sich zu lächeln bemühte. Ich wusste nur zu gut, welchen hohen Wert sie auf ihren guten Ruf legte; ich wusste, es peinigte sie die Gewissheit, dass die abscheuliche Witwe unser Verhältnis kenne, und dies verdoppelte meine Qual.

Die liebenswürdige Familie verliess mich um sieben Uhr, und ich dankte dem Gatten mit Worten einer so aufrichtigen Freundschaft, dass er unbedingt daran glauben musste; ich drückte in der Tat nur meine wirklichen Gefühle aus. Gewiss ist die Liebe zu einer Frau kein Grund, für ihren Mann, wenn sie einen solchen hat, nicht die aufrichtigste Freundschaft zu empfinden. Das entgegengesetzte Gefühl ist ein hassenswertes Vorurteil, gegen das sowohl die Philosophie wie die Natur streiten. Nachdem ich ihn umarmt hatte, wollte ich seiner reizenden Gemahlin die Hand küssen; aber er bat mich, sie ebenfalls zu umarmen, und ich tat dies ebenso ehrerbietig wie gefühlvoll.

Sobald sie fort waren, ging ich in meiner Ungeduld, den schändlichen Brief zu lesen, schnell in mein Zimmer, wo ich mich einschloss, um von niemandem gestört zu werden. Der Brief lautete folgendermassen:

«Ich habe Ihr Haus, mein Herr, recht befriedigt verlassen --- befriedigt ganz gewiss nicht deshalb, weil ich zwei Stunden mit Ihnen verbracht habe, denn Sie sind nicht anders als andere Männer, sondern weil ich mich für die Geringschätzung gerächt habe, die Sie häufig mir öffentlich zeigten. Für die Verachtung, die Sie mir unter vier Augen aussprachen, bin ich wenig empfindlich und verzeihe sie Ihnen daher. Ich habe mich gerächt, indem ich Ihre Absichten und die Heuchelei Ihrer schönen Tugendstolzen entlarvte, die mich nun nicht mehr mit jener beleidigenden Überlegenheit wird ansehen können, die sie unter dem Deckmantel einer falschen Tugend zur Schau trug. Ich habe mich gerächt, indem sie die ganze Nacht auf Sie gewartet haben muss, und ich würde alles in der Welt darum geben, wenn ich das komische Gespräch anhören könnte, das unzweifelhaft heute früh zwischen Ihnen beiden stattfinden wird, wenn sie erfährt, dass ich mir, aus Rache und nicht aus Liebe, einen Genuss angeeignet habe, der für sie bestimmt war. Ich habe



mich gerächt, indem Sie sie nicht mehr für ein Wunder halten können; denn da Sie mich für sie genommen haben, muss der Unterschied zwischen ihr und mir gleich Null sein; aber ich habe Ihnen einen wichtigen Dienst erwiesen, denn diese Gewissheit muss Sie von Ihrer törichten Leidenschaft heilen. Sie werden sie nicht mehr vor allen andern Frauen anbeten, die nicht mehr noch weniger wert sind als diese Schöne. Wenn ich Sie also aus Ihrer Täuschung gerissen habe, so verdanken Sie mir eine Wohltat; aber ich entbinde Sie von jeder Pflicht der Dankbarkeit und erlaube Ihnen sogar, mich zu hassen, vorausgesetzt, dass Ihr Hass mich in Frieden lässt; denn wenn in Zukunft Ihr Verhalten mir beleidigend erscheinen sollte, so erkläre ich Ihnen, dass ich imstande bin, die Geschichte zu veröffentlichen. Für mich habe ich ja nichts zu befürchten, denn ich bin Witwe, unabhängig und meine eigene Herrin. Ich brauche keinen Menschen und kann mich daher über alle Welt lustig machen. Ihre Schöne dagegen muss notwendigerweise den Schein wahren. --- Übrigens mache ich Ihnen noch eine Mitteilung, die Sie von meiner Grossmut überzeugen muss. Seit zehn Jahren leide ich an einem kleinen Übel, das jeder Behandlung widerstanden hat. Sie haben sich recht viele Mühe gegeben, um mir Ihre Liebe zu beweisen, und es ist unmöglich, dass Sie sich nicht angesteckt haben sollten. Ich rate Ihnen daher, sofort Arzneien zu nehmen, um die Schärfe des Giftes zu mildern; vor allen Dingen aber warne ich Sie aus dem Grunde, damit Sie nicht etwa Ihrer Schönen ein Geschenk damit machen; diese würde es unwissentlich ihrem Gemahl und vielleicht noch anderen mitteilen. Dadurch würde sie unglücklich werden, und dies würde mir Leid tun, denn sie hat mir niemals etwas zuleide getan. Ich hielt es für unmöglich, dass Sie beide nicht den guten Trottel von Mann betrügen, und ich wollte mich davon überzeugen. Zu diesem Zweck habe ich Sie genötigt, mich in Ihr Haus aufzunehmen. Schon die Lage der Wohnung, die Sie dem Ehepaar anwies, würde genügt haben, um mir jeden Zweifel zu benehmen; aber ich wünschte einen vollen Beweis, ich hatte keinen Menschen nötig, um meine Absichten zu erreichen, und es erschien mir pikant, Sie anzuführen, wie ich es getan habe. Nachdem ich auf dem Kanapee zwei Nächte ganz ohne Erfolg verbracht hatte, entschloss ich mich, auch noch die dritte Nacht zu opfern, und meine Ausdauer ist von Erfolg gekrönt gewesen. Kein Mensch hat mich gesehen, und selbst meine Kammerfrau weiss nichts von dem Zweck meiner nächtlichen Ausflüge; übrigens ist sie zu schweigen gewöhnt. Es steht also vollkommen in Ihrer Macht, diese Geschichte in Stillschweigen zu begraben, und ich rate Ihnen dies.

Wenn Sie einen Arzt nötig haben sollten, so empfehlen Sie ihm Verschwiegenheit, denn man weiss in Solothurn, dass ich an dieser kleinen Unbequemlichkeit leide, und man könnte sagen, Sie hätten es von mir entlehnt. Dies würde mir schaden und Ihnen auch.»

Ich fand die Schamlosigkeit des unseligen Weibes so ungeheuerlich, dass ich beinahe Lust hatte, darüber zu lachen. Ich wusste wohl, dass sie nach meinem Benehmen gegen sie mich nur hassen konnte; aber niemals hätte ich gedacht, dass eine Frau die Veruchtheit so weit treiben könnte. Sie hatte mir eine Krankheit eingepflicht, deren Anzeichen ich noch nicht bemerken konnte; aber ich zweifelte nicht, dass sie zutage treten würden, und spürte bereits Traurigkeit darüber, dass ich an einem andern Ort Heilung suchen musste, um mich dem Geschwätz der Spötter zu entziehen. Ich versank in tiefes Nachdenken, und nachdem ich zwei Stunden lang alles hin und her erwogen hatte, fasste ich den vernünftigen Entschluss zu schweigen; zugleich aber bestärkte sich meine Absicht, mich zu rächen, sobald die Gelegenheit dazu sich bieten würde.

Da ich nicht zu Mittag gegessen hatte, musste ich mich durch das Abendessen stärken, um mir einen gesunden Schlaf zu verschaffen. Ich setzte mich mit meiner Haushälterin zu Tisch; aber wie wenn ich mich meiner selbst geschämt hätte, so wagte ich nicht ein einziges Mal meine Blicke auf ihrem entzückenden Gesicht ruhen zu lassen.



Band 3 – Achtzehntes Kapitel

Fortsetzung des vorigen Kapitels. --- Meine Abreise von Solothurn.

Als die Bedienten hinausgegangen waren, und wir uns miteinander allein befanden, wäre es unnatürlich gewesen, wenn wir stumm wie zwei Ölgötzen dagesessen wären; aber mein Geist war in einer so traurigen Verfassung, dass ich wenig Lust hatte, das Schweigen zu brechen. Meine liebe Dubois, die mich zu lieben begann, weil ich sie glücklich machte, und die nur durch Rückwirkung von mir traurig sein konnte, gab sich alle Mühe, mich zum Plaudern zu bringen.

«Ihre Traurigkeit», sagte sie, «ist Ihnen nicht natürlich und erschreckt mich. Sie könnten Ihr Herz erleichtern, indem Sie mir anvertrauten, was Sie bedrückt; aber glauben Sie mir, ich bin nur deshalb neugierig, weil Sie mir Teilnahme einflössen und weil ich Ihnen vielleicht doch nützlich sein könnte. Zweifeln Sie nicht an meiner vollständigen Verschwiegenheit! Um Sie zu einer freien Aussprache zu ermutigen und um Ihnen das Vertrauen einzufliessen, das ich zu verdienen glaube, will ich Ihnen alles erzählen, was ich von Ihnen weiss und was ich erfahren habe, ohne mich zu erkundigen und ohne mich zu bemühen, aus unziemlicher Neugier Sachen zu erfahren, die ich nicht zu wissen brauche.»

«Sehr schön, meine Liebe, Ihre Erklärung gefällt mir. Ich sehe, Sie empfinden Freundschaft für mich, und bin Ihnen dankbar dafür. Sagen Sie mir also zunächst alles, was Sie über die Angelegenheit wissen, die mir so sehr zu Herzen geht; aber verbergen Sie mir nichts.»

«Sehr gern. Sie sind der Liebhaber und Geliebte der Frau von ***. Die Witwe, die Sie sehr schlecht behandelt haben, hat Ihnen irgendeinen Schabernack gespielt, der Sie beinahe mit Ihrer Geliebten entzweit hat; hierauf hat die boshafte Person sich entfernt, wie man ein anständiges Haus nicht verlassen darf. Dies quält Sie. Sie fürchten irgendwelche unangenehmen Folgen und befinden sich in der grausamen Notwendigkeit, einen Entschluss fassen zu müssen; Ihr Herz kämpft mit Ihrem Geist; Leidenschaft und Gefühl liegen im Widerstreit. Vielleicht täusche ich mich; aber soviel weiss ich: gestern sahen Sie glücklich aus, und heute scheinen Sie mir unglücklich. Ihr Zustand rührt mich, denn Sie haben mir die zärtlichste Freundschaft eingeflösst. Ich habe mir heute grosse Mühe gegeben, den Gatten zu unterhalten, damit Sie ungestört mit der Frau sprechen könnten, die mir Ihrer Liebe recht würdig erscheint.»

«Dies alles ist wahr. Ihre Freundschaft ist mir teuer, und ich denke sehr hoch von Ihrer Klugheit. Die grässliche Witwe ist ein Ungeheuer; sie hat mich unglücklich gemacht, um sich wegen meiner Verachtung zu rächen, und ich kann mich nicht wieder rächen. Die Ehre erlaubt mir nicht, Ihnen mehr zu sagen; übrigens können Sie so wenig wie irgendein anderer mir einen Rat geben, der mich von meinen Schmerzen erlöst. Vielleicht werde ich daran sterben, meine liebe Dubois; jedenfalls aber bitte ich Sie, mir Ihre Freundschaft zu bewahren und sich mit voller Aufrichtigkeit gegen mich auszusprechen. Ich werde Ihnen stets aufmerksam zuhören, und so werden Sie mir von grossem Nutzen sein. Ich werde nicht undankbar sein.»

Wie ich erwarten musste, verbrachte ich eine schlimme Nacht; denn der Zorn, der Vater des Wunsches nach Rache, hat mich stets des Schlafes beraubt; übrigens hat auch die Nachricht eines unverhofften Glückes zuweilen diese Wirkung bei mir hervorgebracht.



In aller Frühe klingelte ich nach Leduc; statt seiner aber sah ich das hässliche kleine Mädchen eintreten. Sie sagte mir, mein Kammerdiener sei krank und meine Haushälterin werde mir die Schokolade bringen. Gleich darauf kam sie, und kaum hatte ich die Schokolade getrunken, so erfolgte ein heftiges Erbrechen, eine Wirkung des Zornes, der in seinem höchsten Grade den Menschen tötet, der ihn nicht befriedigen kann. Mein verhaltener Zorn forderte Rache für den Schimpf, den die schreckliche Witwe mir angetan hatte; zum Glück verschaffte die Schokolade mir einen Ausbruch, sonst hätte der Zorn mich getötet. Indessen hatte die Anstrengung mich erschöpft. Ich warf einen Blick auf Frau Dubois und sah ihr Gesicht von Tränen überströmt. Ich fragte sie: «Warum weinen Sie?»

«Grosser Gott, was werden Sie von mir denken?»

«Seien Sie ruhig, liebe Freundin; ich denke, dass mein Zustand Ihnen Teilnahme einflösst. Lassen Sie mich allein; ich hoffe, ich werde schlafen können.»

Ich schlief wirklich ein und erwachte erst nach einem siebenstündigen Schläfe. Ich fühlte mich zu neuem Leben geboren.

Ich klingelte; meine Haushälterin trat ein und meldete mir den Besuch des Wundarztes aus dem nächsten Dorfe. Sie war sehr traurig eingetreten, aber als sie mich näher ansah, wurde ihr hübsches Gesicht wieder heiter. Ich sagte zu ihr: «Wir werden miteinander essen, meine Liebe. Vorher aber lassen Sie den Wundarzt hereinkommen, ich möchte hören, was er mir zu sagen hat!»

Der gute Mann trat ein und sah sich vorsichtig nach allen Seiten um; als er sicher war, dass er sich mit mir allein befand, näherte er sich meinem Ohr und sagte mir, Leduc habe eine hässliche Krankheit.

Ich lachte laut auf; denn ich hatte mich auf irgendetwas Furchtbares gefasst gemacht.

«Mein lieber Doktor,» sagte ich zu ihm, «sparen Sie keine Mühe, um ihn gesund zu machen, und ich werde Sie reichlich belohnen; aber ein anderes Mal machen Sie mir Ihre Mitteilungen nicht mit einer solchen Trauermiene. Wie alt sind Sie?»

«Bald achtzig Jahre.»

«Möge Gott Sie erhalten!»

Ich war umso mehr geneigt, meinen armen Spanier wegen seines Unglücks zu bedauern, da ich für mich selber einen ähnlichen Zustand befürchtete. Nicht bei dem Menschen, den das Glück mit all seiner Huld überhäuft hat, findet der Arme ein wahres Mitleid: jener hilft ihm mehr aus Prahlucht als aus Wohlwollen. So muss auch der Betrübte keinen Trost bei einem suchen, der niemals den Kummer gekannt hat, -- wenn es überhaupt einen solchen auf der Erde gibt. Übrigens war Leduc zum ersten Mal in solcher Lage, während ich schon seit langer Zeit die Unfälle dieser Art nicht mehr zählte; allerdings war ich 14 Jahre älter als er, und bei seiner Anlage hatte er alle Aussicht, es mir noch gleich zu tun.

Meine Haushälterin war wieder eingetreten, um mir beim Ankleiden zu helfen; sie fragte mich, was der gute Mann von mir gewollt hatte.



«Er hat Sie zum Lachen gebracht; also hat er Ihnen gewiss etwas sehr Lächerliches erzählt.»

«Ganz recht, und ich will es Ihnen gerne sagen; aber sagen Sie mir vorher, ob Sie wissen, was man unter «Venuskrankheit» versteht.»

«Ich weiss es, denn der Läufer der Lady Montagu starb daran, während ich bei der Dame diente.»

«Schön, meine Liebe; aber tun Sie nur lieber, wie wenn sie es nicht wüssten; dann machen Sie es wie viele schöne Damen, die mit Recht sich in dieser Beziehung unwissend stellen, weil dies dem schönen Geschlecht gut steht. Der arme Leduc ist von dieser Pest angesteckt.»

«Der arme Junge! er tut mir leid; aber darüber haben Sie gelacht?»

«Nicht darüber; ich lachte über die geheimnisvolle Miene des guten alten Mannes.»

«Mein Herr, auch ich habe Ihnen ein wichtiges Geständnis zu machen; und wenn ich dies getan habe, müssen Sie mir verzeihen oder mich sofort aus dem Hause jagen.»

«Sie machen mir Angst! Was, zum Kuckuck können Sie getan haben? Sprechen Sie schnell!»

«Mein Herr, ich habe Sie bestohlen.»

«Was? bestohlen? wann? wie? Können Sie mir das Gestohlene wiedergeben? So etwas hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Einem Dieb oder Lügner verzeihe ich niemals.»

«O Gott, mein Herr, wie sind Sie hitzig! Ich werde Sie Lügen strafen und ich bin fest überzeugt, dass Sie mir verzeihen werden; denn es ist erst eine halbe Stunde her, dass ich Sie bestohlen habe und ich werde meinen Raub sofort wieder herausgeben.»

«Sie sind ein eigentümliches Geschöpf, meine Liebe. Nun, ich verzeihe Ihnen alles, aber geben Sie mir schnell zurück, was Sie sich unrechtmässigerweise angeeignet haben!»

«Hier ist das Gestohlene.»

«Wie? der Brief des Ungeheuers! Haben Sie ihn gelesen?»

«Aber würde ich denn sonst gestohlen haben?»

«Sie haben mir also mein Geheimnis gestohlen, und dieses können Sie mir nicht zurück-erstaten. Ah, kleines Ungeheuer, Sie haben ein grosses Verbrechen begangen.»

«Ich gestehe es. Der Diebstahl ist umso schlimmer, da ich ihn nicht wieder gut machen kann. Indessen kann ich Ihnen versprechen, mein Leben lang niemals ein Wort jemand zu sagen, und darum müssen Sie mir verzeihen. Schnell, schnell!»

«O Zauberin! schnell, schnell! Ich verzeihe Ihnen und hier das Unterpfand meiner Vergeltung!»



Mit diesen Worten presste ich meine Lippen auf ihren schönen Mund.

«O, jetzt glaube ich an meine Begnadigung, denn sie ist doppelt und dreifach gewesen.»

«Ja, aber in Zukunft hüten Sie sich, meine Papiere anzurühren, geschweige denn, sie zu lesen, denn ich habe Geheimnisse, die nicht mir gehören.»

«Das lasse ich gelten, mein Herr, aber wenn ich Briefe herumliegen sehe, wie diesen da?»

«Dann müssen Sie sie aufheben, aber sie nicht lesen.»

«Ich verspreche es Ihnen.»

«Gut, meine Liebe. Aber vergessen Sie das gräuliche Zeug, das Sie gelesen haben.»

«Hören Sie mich an! Gestatten Sie mir im Gegenteil, mich dessen zu erinnern; vielleicht wird dies zu ihrem Vorteil sein. Sprechen wir von dieser abscheulichen Geschichte, bei der mir die Haare zu Berge gestanden sind. Das schamlose Ungeheuer hat Sie an Leib und Seele tödlich verwundet; aber dies ist noch nicht das Schlimmste. Sie glaubt es in der Hand zu haben, der Frau von *** ihre Ehre zu nehmen, und dieses Verbrechen ist in meinen Augen viel grösser als die anderen. Denn trotz jener Beschimpfung wird ihre gegenseitige Liebe fort dauern, und die Krankheit, die das gemeine Weib Ihnen vielleicht eingepflicht hat, wird vorübergehen; dagegen ist die Ehre der reizenden Frau von *** unwiederbringlich verloren, wenn jene böse Hexe ihre Drohung verwirklicht. Verlangen Sie also nicht mehr von mir, diese Geschichte zu vergessen; lassen Sie uns vielmehr davon sprechen und einen Ausweg suchen. Glauben Sie mir, ich verdiene Ihr Vertrauen, und ich bin überzeugt, Sie werden mir Ihre Achtung schenken.»

Ich glaubte zu träumen, als ich eine junge Frau ihres Standes weiser sprechen hörte als Pallas mit Telemach. Mehr brauchte sie nicht, um nicht nur meine Achtung, sondern sogar meine Ehrfurcht zu gewinnen.

«Ja, teure Freundin, wir wollen daran denken, wie wir eine Frau, die der Huldigungen aller rechtlichen Menschen würdig ist, vor der grossen Gefahr bewahren können, die ihr droht; ich bin Ihnen schon dafür dankbar, dass Sie es für möglich halten. Wir wollen daran denken und morgens und abends davon sprechen. Lieben Sie Frau von ***, verzeihen Sie ihr einen Fehltritt, der der erste ist! Schützen Sie ihre Ehre und haben Sie Mitleid mit meinem Zustande. Seien Sie von jetzt an meine wahre Freundin; vergessen Sie mir gegenüber den unwürdigen Namen eines Herrn, und geben Sie mir nur noch den eines Freundes. Ich werde bis in den Tod der Ihre sein, das schwöre ich Ihnen. Ihre Worte voller Weisheit haben Ihnen mein Herz gewonnen. Umarmen Sie mich!»

«Nein, nein --- das ist nicht nötig. Wir sind jung und das Gefühl könnte uns zu leicht fortreißen. Ich bedarf, um glücklich zu sein, nur Ihrer Freundschaft, aber ich will sie nicht umsonst; ich will sie dadurch verdienen, dass ich Ihnen unwiderlegliche Beweise der meinigen gebe. Einstweilen werde ich das Essen auftragen lassen, und ich hoffe, nach Tisch werden Sie sich wieder vollständig wohl befinden.»

Ich war erstaunt über so viel Weisheit. Sie konnte erkünstelt sein; denn um zu verführen, brauchte die reizende Person ja nur die Regeln der Verführung zu kennen. Aber hierüber zerbrach ich mir nicht den Kopf. Ich sah, dass ich sehr nahe daran war, mich in



sie zu verlieben, und dass ich in Gefahr schwebte, von ihrer Moral zum besten gehalten zu werden; denn ihr Selbstgefühl würde ihr nicht gestattet haben, diese Moral zum Schweigen zu bringen, selbst wenn sie meine Liebe aufrichtig geteilt hätte. So dachte ich, und ich beschloss, das Feuer nicht zu schüren; ich war überzeugt, es würde aus Mangel an Nahrung verlöschen. Wenn ich meine Liebe nicht gross werden liess, musste sie schliesslich an Schwäche sterben.

Ich urteilte wie ein Dummkopf; ich vergass, dass es nicht möglich ist, sich auf einfache Freundschaft zu beschränken, wenn man eine Frau schön findet, wenn man sich jeden Augenblick mit ihr unterhält, jeden Tag zwanzigmal in nahe Berührung mit ihr kommt, und besonders wenn man glaubt, dass sie selber verliebt ist. Freundschaft wird auf ihrem Höhepunkte zu Liebe, und das Linderungsmittel, das man anwenden muss, um sie für einen Augenblick zum Schweigen zu bringen, reizt sie nur noch mehr. So ging es dem zärtlichen Anakreon mit Smerdias. Ein Platoniker, der behauptet, es sei möglich, einer jungen Frau, die einem gefällt und mit der man zusammenlebt, nur Freund zu sein, ist ein Träumer, der nicht weiss, was er sagt. Meine Haushälterin war zu jung, zu schön und vor allen Dingen zu liebenswürdig; sie hatte einen zu angenehmen Geist, als dass nicht alle diese in ihr vereinten Eigenschaften auf mich wirken sollten; ich musste mich notwendigerweise wahnsinnig in sie verlieben.

Wir speisten in aller Ruhe, ohne von der Sache zu sprechen, die uns so sehr am Herzen lag; denn nichts ist unvorsichtiger und gefährlicher als in Gegenwart der Bedienten über dergleichen zu sprechen; diese sind boshaft oder unwissend, verstehen schlecht, fügen hinzu oder lassen weg und glauben das Vorrecht zu haben, die Geheimnisse ihrer Herrschaft auszuplaudern, umso mehr, da sie diese wissen, ohne dass man sie darin eingeweiht hat.

Sobald wir allein waren, begann meine liebe Dubois mit der Frage, ob ich hinlängliche Beweise für Leducs Treue besitze.

«Er ist, meine Liebe, ein Spitzbube, ein Wüstling, kühn bis zur Verwegenheit, klug, unwissend, ein schamloser Lügner. Niemand ausser mir kann ihn bändigen. Indessen hat dieses schlechte Subjekt eine kostbare Eigenschaft; er führt nämlich blindlings alles aus, was ich ihm befehle, und trotz jeder Gefahr, um mir zu gehorchen. Er macht sich nichts aus dem Stock, aber er würde sich selbst aus dem Galgen nichts machen, solange er diesen nicht in der Nähe sähe. Wenn auf meinen Reisen ein Fluss auf einer Furt zu überschreiten ist, so zieht er sich aus, ohne dass ich ihm ein Wort sage, und springt ins Wasser, um zu untersuchen, ob ich ohne Gefahr hindurchkommen kann.»

«Dies genügt. Der Bursche ist unter den jetzigen Umständen ein wahrer Schatz. Zuvörderst, mein lieber Freund --- Sie wünschen ja, dass ich Sie so nenne -- zuvörderst will ich Ihnen sagen, dass die Ehre der Frau von *** vollkommen ungefährdet ist. Tun Sie, was ich Ihnen sagen werde, und wenn die grässliche Witwe nicht vernünftig ist, wird sie allein blossgestellt sein. Aber wir brauchen Leduc; ohne ihn können wir nichts machen. Vor allen Dingen müssen wir die Geschichte seiner Krankheit wissen; denn mehrere Umstände könnten meinem Plan hinderlich sein. Erkundigen Sie sich also recht schnell bei ihm selber nach allen Umständen und vor allen Dingen danach, ob er mit den Bedienten über seinen Zustand gesprochen hat. Sobald Sie alles gehört haben, verbieten Sie ihm auf das strengste, von Ihrer Teilnahme für sein Leiden ein Wort zu sagen.»

Ohne einen Einwand zu machen, ohne mich zu bemühen, den Plan zu erraten, ging ich zu Leduc. Er war allein und lag auf seinem Bett. Ich setzte mich mit lachendem Gesicht ne-



ben ihn und versprach zunächst, ihn kurieren zu lassen, wenn er mir ganz genau erzählen wollte, wie er sich seine Krankheit geholt hätte.

«Sehr gern, gnädiger Herr! Die Geschichte war so: An dem Tage, wo Sie mich nach Solothurn schickten, um Ihre Briefe abzuholen, stieg ich unterwegs ab und ging in eine Meierei, um Milch zu trinken. Ich fand dort eine junge Bäuerin, die mir gefiel; ich küsste sie; sie sträubte sich nicht, und in Zeit von einer Viertelstunde versetzte sie mich in den Zustand, worin Sie mich jetzt sehen.»

«Hast du das irgendjemandem gesagt?»

«Ich habe mich gehütet! Man hätte mich ausgelacht. Nur der Wundarzt weiss von meiner Krankheit; aber er hat mir versprochen, dass die Geschwulst im Laufe des Tages schwinden werde, und ich hoffe, ich werde Sie morgen bei Tisch bedienen können.»

«Gut, denke daran, dass ich von dir die strengste Verschwiegenheit verlange.»

Ich erstattete meiner Minerva Bericht über dies Gespräch, und sie fragte mich:

«Sagen Sie mir, ob im Notfall die Witwe beschwören könnte, dass sie die zwei Stunden auf dem Sofa mit Ihnen verbracht hat?»

«Nein; denn sie hat mich nicht gesehen, und ich habe keine Silbe gesprochen.»

«Ausgezeichnet! Setzen Sie sich sofort an Ihr Schreibpult und antworten Sie der Unverschämten: sie habe gelogen, denn Sie seien gar nicht ausserhalb Ihres Zimmers gewesen; Sie würden aber in Ihrem Hause nachforschen lassen, wer der Unglückliche sei, den sie, ohne ihn zu kennen, angesteckt habe. Schreiben Sie und lassen Sie Ihren Brief binnen fünf Minuten abgehen. Anderthalb Stunden darauf schreiben Sie einen zweiten oder vielmehr, Sie kopieren, was ich Ihnen aufschreiben werde.»

«Liebe Freundin, ich errate Ihren Plan! Er ist sinnreich, aber ich habe Frau von *** mein Ehrenwort gegeben, in dieser Angelegenheit keinen Schritt zu tun, ohne sie vorher benachrichtigt zu haben.»

«In diesem Fall muss aber das Ehrenwort vor der Notwendigkeit, ihre Ehre zu retten, zurücktreten. Die Liebe hindert Sie, so energisch vorzugehen, wie ich es will; aber hier hängt alles von der Schnelligkeit ab und davon, wie viel Zeitraum zwischen der Absendung des ersten und der des zweiten Briefes liegen wird. Ich bitte Sie recht sehr, folgen Sie meinem Rat! Das übrige werden Sie aus dem Briefe ersehen, den ich schreiben werde. Schreiben Sie geschwind den ersten!»

Ich handelte gewissermassen unter dem Einfluss einer mir angenehmen Behexung und erlaubte mir kaum nachzudenken; überzeugt, dass der Plan meiner entzückenden Haushälterin der denkbar beste sein müsste, machte ich es mir zur Pflicht, ihr zu gehorchen, und schrieb an die schamlose Hexe folgendes Liebesbriefchen:

«Die Schamlosigkeit Ihres Briefes steht vollkommen damit im Einklang, dass Sie drei Nächte verbracht haben, um sich von einem Verhältnis zu überzeugen, das nur in Ihrer Einbildung besteht. Erfahren Sie, abscheuliches Weib, dass ich mein Zimmer überhaupt nicht verlassen habe und dass ich nicht die Schmach zu beklagen brauche, mit einem Wesen Ihrer Art zwei Stunden verbracht zu haben. Mit wem Sie diese beiden Stunden



zugebracht haben, das mag Gott wissen; indessen, ich werde es erfahren, wenn nicht etwa auch dieses nur eine Schöpfung Ihres teuflischen Geistes ist, und werde Ihnen darüber berichten.

Danken Sie dem Himmel, schamloses Weib, dass ich Ihren Brief erst nach der Abfahrt von Herrn und Frau von *** erbrochen habe. Ich empfang ihn in deren Gegenwart; aber da ich die Hand verachte, die ihn geschrieben hat, so steckte ich ihn in die Tasche; ich machte mir wenig daraus, zu erfahren, welche Niederträchtigkeiten er etwa enthalten möchte. Wäre ich, zum Unglück für Sie, Madame, neugierig gewesen, ihn zu lesen, und hätten meine Gäste ihn gesehen, so hätte ich -- zweifeln Sie nicht daran! -- mich sofort zu Ihrer Verfolgung aufgemacht, und dann wären Sie in diesem Augenblick nicht mehr imstande, neue Schändlichkeiten zu begehen. Ich befinde mich wohl und befürchte durchaus nicht krank zu werden, aber ich werde mich nicht dazu erniedrigen, Sie davon zu überzeugen, denn der Blick Ihrer Augen würde mir ebenso wie die Berührung Ihres Gerippes ein Brandmal aufdrücken.»

Ich zeigte den Brief meiner lieben Dubois; sie fand die Ausdrücke ein wenig stark, aber sie billigte ihn. Hierauf schickte ich ihn an das entsetzliche Geschöpf, das mich so unglücklich gemacht hatte. Anderthalb Stunden darauf sandte ich ihr folgenden Brief, den ich abschrieb, ohne etwas hinzuzufügen oder wegzulassen:

«Eine Viertelstunde nach der Absendung meines Briefes kam der Dorfarzt zu mir und sagte mir, mein Kammerdiener bedürfe seiner Dienste zur Heilung von einer schmutzigen Krankheit, die er sich ganz kürzlich zugezogen habe. Ich habe ihm aufgetragen, ihn zu behandeln. Als er fort war, suchte ich den Kranken auf, der nicht ohne einiges Sträuben mir anvertraute, dass er dieses schöne Geschenk von Ihnen erhalten habe. Ich fragte ihn, wie er denn mit Ihnen zusammengekommen sei, und er hat mir gesagt, er habe Sie im Dunkeln ganz allein in die Zimmer des Herrn von *** eintreten sehen. Da ich schon zu Bette gewesen sei und er nichts mehr zu tun gehabt habe, so habe ihn die Neugier angewandelt und er habe sehen wollen, was Sie dort so heimlich suchten. Denn wenn Sie zu der Dame hätten gehen wollen, die um jene Stunde schon im Bette liegen musste, so wären Sie nicht durch die Gartentür gegangen. Zuerst hat er geglaubt, Sie gingen mit bösen Absichten um; er hat eine Stunde lang gewartet, ob Sie nicht etwas forttragen würden; er würde Sie festgehalten haben. Als er sie aber nicht wieder herauskommen sah und keinerlei Geräusch hörte, bekam er Lust, ebenfalls hineinzugehen, er bemerkte nämlich, dass Sie die Tür offen gelassen hatten. Er hat mir geschworen, er habe nicht die geringsten Absichten gehabt, sich einen Genuss zu verschaffen, und dieses habe ich ihm gerne geglaubt. Er hat mir gesagt, er sei im Begriff gewesen, um Hilfe zu rufen, als Sie sich seiner bemächtigten und ihm die Hand auf den Mund legten; aber er habe seine Absicht aufgegeben, als er sich sanft auf ein Sofa gezogen und mit Küssen bedeckt fühlte. Er war überzeugt, dass Sie ihn mit einem anderen verwechselten; >aber<, hat er mir gesagt, >ich habe sie so bedient, dass ich eine ganz andere Belohnung erwarten durfte, als die, womit sie mich beglückt hat.< Ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben, hat er Sie verlassen, sobald der Tag zu grauen begann, weil er erkannt zu werden fürchtete. Es ist leicht möglich, dass Sie meinen Bedienten für mich gehalten haben, denn bei Nacht sind alle Katzen grau. Ich wünsche Ihnen Glück, dass er Ihnen ein Vergnügen bereitet hat, das Sie sich ganz gewiss von mir nicht verschafft haben würden, denn ich würde Sie augenblicklich an ihrem Atem und an ihren verwelkten Reizen erkannt haben, und dann würde es Ihnen übel ergangen sein! Zum Glück für Sie wie für mich ist dies nicht der Fall gewesen, übrigens mache ich Sie darauf aufmerksam, dass der arme Bursche wütend ist; er ist entschlossen, Ihnen einen Besuch zu machen, und ich glaube, ihn davon nicht abhalten zu dürfen. Ich rate Ihnen, freundlich, geduldig und grossmütig gegen ihn zu sein; denn er ist entschlossen wie ein echter Spanier. Er würde die Geschichte bekannt ma-



chen, und Sie begreifen, welche Folgen dies haben würde. Er wird Ihnen selber sagen, was er beansprucht, und Sie werden so vernünftig sein, seine Forderungen zu erfüllen.»

Eine Stunde nach Absendung dieses Briefes erhielt ich ihre Antwort auf meinen ersten. Sie schrieb mir, meine Ausrede sei sehr sinnreich, würde mir aber nichts nützen; denn sie sei ihrer Sache gewiss. Sie forderte mich heraus, in einigen Tagen ihr handgreiflich zu beweisen, dass ich vollkommen gesund wäre.

Beim Abendessen bot meine liebe Dubois alles auf, um mich zu erheitern. Aber dies war verlorene Liebesmüh; ich war zu aufgereggt, um fröhlich sein zu können. Nun stand noch der dritte Schritt bevor, der das freche Weib beschämen und als Ende das Ganze krönen sollte. Da ich die beiden Briefe nach dem Willen meiner Haushälterin geschrieben hatte, so fühlte ich, dass ich bis zum Schluss ihren Ratschlägen folgen musste. Sie gab mir denn auch wirklich an, wie ich am nächsten Morgen Leduc instruieren müsste, und da sie gerne wissen wollte, wess Geistes Kind mein Bote wäre, so bat sie mich, sich hinter meinen Bettvorhängen verstecken zu dürfen, um alles anzuhören.

Am nächsten Morgen liess ich Leduc kommen und fragte ihn, ob er imstande sei, nach Solothurn zu reiten und einen Auftrag auszurichten.

«Jawohl, gnädiger Herr; aber der Doktor will durchaus, dass ich morgen anfangen soll, Bäder zu nehmen.»

«Meinetwegen. Sobald dein Pferd fertig ist, reitest du ab und gehst zu Frau von F... Lass dich aber nicht anmelden, wie wenn du von mir kämest; denn sie darf nicht wissen, ja nicht einmal ahnen, dass ich dich schicke. Lass ihr sagen, du habest mit ihr zu sprechen.

Wenn sie sich weigert, dich zu empfangen, so erwarte sie auf der Strasse; aber ich denke, sie wird dich empfangen und sogar ohne Zeugen. Du wirst ihr sagen: »Sie haben mich krank gemacht, ohne dass ich Sie darum gebeten habe; ich verlange, dass Sie mir das nötige Geld geben, damit ich mich behandeln lassen kann!« Ferner wirst du ihr sagen, sie habe dich zwei Stunden lang im Dunkeln arbeiten lassen, ohne dich zu erkennen; du würdest niemals etwas davon gesagt haben, wenn sie dir nicht dieses böse Geschenk gemacht hätte; da du nun aber in dieser schlimmen Lage seiest -- und hierbei zeigst du ihr einfach die ganze Geschichte -- so dürfe sie sich über deinen Schritt nicht wundern. Bleibt sie abwehrend, so drohst du ihr, sie zu verklagen. Das ist alles. Von mir aber sage kein Wort! Reite hierauf sofort zurück, damit ich erfahre, wie alles verlaufen ist.»

«Das ist alles sehr schön, gnädiger Herr; wenn aber das Weibsbild mich die Treppe hinunter werfen lässt, werde ich nicht so schnell wiederkommen können.»

«Allerdings nicht, aber du hast nichts zu befürchten, dafür stehe ich dir.»

«Ein eigentümlicher Auftrag!»

«Du bist der einzige auf der Welt, der ihn ordentlich ausführen kann.»

«Ich bin vollkommen bereit, aber ich muss Ihnen noch einige wichtige Fragen stellen: Hat die Dame wirklich Quint und Vierzehner?»

«Ganz gewiss.»



«Da tut sie mir leid. Aber wie kann ich behaupten, dass sie mich gepfeffert habe, da ich doch niemals ein Wort mit ihr gesprochen habe?»

«Bekommt man das vielleicht beim Sprechen, du Tölpel?»

«Nein, aber man spricht, um es zu bekommen oder während man es bekommt.»

«Du hast mit ihr zwei Stunden im Dunkeln verbracht, ohne dass ihr beide ein Wort gesprochen habt, und sie wird erfahren, dass sie dir dieses schöne Geschenk gemacht hat, während sie es einem andern zu machen glaubte.»

«Jetzt, gnädiger Herr, fängt die Geschichte an, mir klar zu werden. Indessen, wenn wir im Dunkeln waren, wie kann ich wissen, dass ich mit ihr zu tun gehabt habe?»

«Die Sache ist so: Du hast sie durch die Gartentür in das Vorzimmer eintreten sehen und hast sie erkannt, ohne von ihr bemerkt zu werden. Aber du kannst dich darauf verlassen, sie wird dich nicht danach fragen.»

«Nun weiss ich Bescheid. Ich reite sofort hin und bin noch neugieriger als Sie, was sie mir antworten wird. Noch eine wichtige Frage: vielleicht wird sie wegen der Summe feilschen, die sie mir als Kurkosten geben soll; kann ich mich in diesem Fall mit 300 Franken begnügen?»

«Für die Schweiz ist das zuviel; die Hälfte genügt.»

«Das ist aber doch recht wenig für zwei Stunden eines so süssen Genusses und für sechswöchentliche Leiden.»

«Den Rest werde ich dir geben.»

«Dann lasse ich's mir gefallen. Sie wird die zerbrochenen Töpfe bezahlen. Ich denke mir, ich weiss alles, aber ich werde nichts sagen; wissen Sie, gnädiger Herr, ich wette, das Ekel hat Ihnen selber dieses schöne Geschenk gemacht, aber Sie schämen sich dessen und wollen sie auf eine falsche Spur leiten.»

«Das kann wohl sein; aber sei verschwiegen und reite sofort ab.»

«Wissen Sie was, lieber Freund? der Bengel ist einzig in seiner Art!» sagte meine liebe Dubois zu mir, indem sie aus dem Alkoven hervorkam. «Ich habe grosse Mühe gehabt, nicht laut aufzulachen, als ich ihn sagen hörte, er könnte nicht so schnell wiederkommen, wenn sie ihn die Treppe hinunterwerfen liesse. Ich bin überzeugt, er wird seinen Auftrag besser ausrichten als der geschickteste Diplomat. Wenn er in Solothurn ankommt, wird die abscheuliche Hexe die Antwort auf Ihren zweiten Brief schon abgeschickt haben. Ich bin schrecklich neugierig darauf.»

«Ihnen, liebe Freundin, gebührt die ganze Ehre für diese Tragikomödie. Sie haben die Intrige meisterhaft angesponnen. Man würde niemals glauben, dass dies alles das Werk einer jungen Anfängerin ist.»

«Es ist wirklich mein erster Versuch; und ich hoffe, es wird auch mein letzter sein.»

«Wenn sie nur nicht von mir verlangt, das Beweisstück auf den Tisch zu legen!»



«Aber bis jetzt sind Sie doch ganz gesund, wie ich glaube.»

«Ja, vollkommen.»

«Es wäre scherzhaft, wenn sie sich für krank hielte, ohne es zu sein, und wenn Sie mit der Furcht davon kämen.»

«Vielleicht hat sie auch nur den weissen Fluss. Ich kann es kaum erwarten, den Schluss der Entwicklung zu sehen, damit mein Gewissen ruhig ist.»

«Sie werden dies alles der Frau von *** schreiben?»

«Selbstverständlich; aber Sie begreifen, dass ich ihr gegenüber von Ihrem Anteil der Komödie nichts sagen darf.»

«Ihre eigene Anerkennung genügt mir.»

«Sie dürfen nicht daran zweifeln, dass ich Ihr Verdienst daran sehr hoch stelle, meine Liebe, und ganz gewiss werde ich Ihnen die Belohnung nicht vorenthalten, worauf Sie Anspruch haben.»

«Wenn ich eine Belohnung wünsche, so ist es die, dass Sie jede Zurückhaltung gegen mich fallen lassen.»

«Dies ist wundervoll, liebe Freundin! Aber sagen Sie mir, wie ist es möglich, dass Sie für meine Angelegenheiten überhaupt Teilnahme haben? Es widerstrebt mir, von Ihnen zu glauben, dass Sie von Natur neugierig sind.»

«Sie würden unrecht haben, mir einen Fehler zuzutrauen, der mich in meinen eigenen Augen erniedrigen würde. Seien Sie versichert, mein Herr, Sie werden mich nur neugierig sehen, wenn ich Sie traurig sehe.»

«Aber was hat Ihnen so hochherzige Gefühle für mich einflössen können?»

«Nur Ihr anständiges Benehmen gegen mich.»

«Ich bin tief davon gerührt, meine schätzenswerte Freundin, und ich verspreche Ihnen, Ihnen in Zukunft alles anzuvertrauen, was Sie hinsichtlich meiner beruhigen kann.»

«Sie werden mich glücklich machen!»

Leduc war kaum eine Stunde fort, als ein Bote zu Fuss eintraf und mir einen zweiten Brief von der Witwe brachte. Er übergab mir zugleich ein kleines Paket, indem er mir sagte, er habe Befehl, auf meine Antwort zu warten. Ich sagte ihm, er möchte draussen warten und gab Frau Dubois den Brief zum lesen. Währenddessen lehnte ich mich zum Fenster hinaus, denn ich hatte ein Herzklopfen, dass ich kaum atmen konnte.

«Alles geht vortrefflich, lieber Freund!» rief meine Haushälterin mir zu; «alles geht herrlich! Hier, lesen Sie!»



«Mag nun alles, was Sie mir geschrieben, wahr oder mag ich das Opfer einer Fabel sein, die Ihre fruchtbare Einbildungskraft schnell geschmiedet hat -- eine Einbildungskraft, die zu Ihrem Unglück in Europa bereits allzu gut bekannt ist -- genug, ich nehme alles als wahr an, weil ich die Wahrscheinlichkeit nicht leugnen kann. Ich bin in Verzweiflung, einen Unschuldigen, der mir niemals etwas zuleide getan hat, geschädigt zu haben, und ich trage gerne die Strafe dafür, indem ich ihm einen Geldbetrag schicke, der mehr als ausreichend ist, um ihn von seiner durch mich erworbenen Krankheit zu heilen. Ich bitte Sie, ihm die 25 Louis zu übergeben, die ich Ihnen schicke; sie werden ihm seine Gesundheit wieder verschaffen und ihn die Bitterkeit des Genusses vergessen lassen, den ich zu meinem doppelten Bedauern ihm verschafft habe. Aber werden Sie auch so grossmütig sein, Ihren Einfluss als Herr aufzubieten, damit er das strengste Schweigen bewahrt? Ich hoffe es; denn wie Sie mich kennen, müssen Sie vor meiner Rache auf der Hut sein. Sollte dieser üble Spass in die Öffentlichkeit dringen, so bedenken Sie, dass es mir leicht sein würde, ihm eine Wendung zu geben, die Ihnen nichts weniger als angenehm wäre, und die den Ehrenmann, den Sie betrügen, zwingen würde, die Augen zu öffnen; denn, mein Herr, davon lasse ich mich nicht abbringen: es sind zu viele Anzeichen da, aus denen hervorgeht, dass Sie mit seiner Frau im Einverständnis sind. Da ich übrigens nicht wünsche, dass wir einander noch begegnen, so schütze ich eine dringende Familienangelegenheit vor und reise nach Luzern zu meinen Verwandten. Bestätigen Sie mir den Empfang dieses Briefes.»

«Es tut mir leid,» sagte ich zu meiner Freundin, «dass ich Leduc habe abreisen lassen; die Megäre ist gewalttätig, und ich fürchte es kann ihm irgendein Unglück zustossen.»

«Seien Sie unbesorgt! Es wird nichts Unangenehmes geschehen, und es ist besser, dass sie sich sehen; die Gewissheit wird dadurch grösser. Schicken Sie ihr sofort das Geld zurück; sie soll es ihm selber übergeben; dadurch wird Ihre Rache vollständig sein. Sie wird dann nicht mehr an der Tatsache zweifeln können, wenn Leduc mit seinen handgreiflichen Beweisen kommt! In zwei oder drei Stunden werden Sie das Vergnügen haben, alles aus seinem eigenen Munde zu erfahren. Schätzen Sie sich glücklich: die Ehre der reizenden Frau, welcher Ihre ganze Zärtlichkeit gehört, ist vor jedem Makel geschützt. Ihnen bleibt kein anderer Verdross, als die Erinnerung an die Liebkosungen dieser Messalina und die Gewissheit, von der Krankheit dieser Prostituierten angesteckt worden zu sein. Indessen hoffe ich, Ihre Krankheit wird unbedeutend und leicht zu heilen sein. Ein veralteter weisser Fluss ist eigentlich keine Geschlechtskrankheit, und ich habe in London sagen hören, er sei selten ansteckend, übrigens müssen wir uns sehr freuen, dass sie nach Luzern abreist. Lachen Sie, lieber Freund, um Gotteswillen, lachen Sie! Unser Stück ist doch wirklich komisch.»

«Leider ist es tragikomisch. Ich kenne das menschliche Herz, und ich muss das Herz der Frau von *** verloren haben.»

«Allerdings ist [??? Text fehlt hier] aber daran ist jetzt nicht Zeit, zu denken. Schnell, schnell! antworten Sie ihr in wenigen Zeilen und schicken Sie ihr die 25 Louis zurück.»

Meine Antwort lautete:

«Ihr unwürdiger Verdacht, Ihr abscheulicher Racheplan und der schamlose Brief, den Sie mir geschrieben haben, sind die einzige Ursache Ihrer gerechten und ohne Zweifel bitteren Reue. Ich wünsche, sie möge hinreichend sein, um Sie mit Ihrem Gewissen auszusöhnen. Die Boten haben sich gekreuzt; dies ist nicht meine Schuld. Ich schicke Ihnen die 25 Louis zurück; Sie können sie ihm selber übergeben. Ich habe meinen Bedienten nicht abhalten können, Ihnen einen Besuch zu machen; diesmal aber werden Sie ihn



nicht zwei Stunden bei sich behalten, und Sie werden ihn leicht beschwichtigen. Ich wünsche Ihnen gute Reise und verspreche Ihnen, jede Gelegenheit Ihres Anblicks zu vermeiden; denn es ist meine Gewohnheit, allem auszuweichen, was mir widerlich ist. Ausserdem, Sie boshaftes Geschöpf, sollten Sie wissen, dass die Welt nicht mit Ungeheuern bevölkert ist, die der Ehre von Leuten, die etwas auf ihren Ruf halten, Schlingen stellen. Wenn Sie in Luzern den apostolischen Nuntius sehen, so sprechen Sie mit ihm über mich, und Sie werden von ihm erfahren, in welchem Rufe ich in Europa stehe, übrigens kann ich Ihnen versichern, dass Leduc mit keinem Menschen ausser mir von seinem Missgeschick gesprochen hat, und wenn Sie ihn gut behandeln, so wird er schweigen, zumal da er auf sein Erlebnis nicht eitel sein kann. Leben Sie wohl.»

Da dieser Brief von meiner teuren Minerva gebilligt wurde, so übergab ich ihn nebst dem Gelde dem Boten.

«Das Stück ist noch nicht zu Ende,» sagte meine Freundin zu mir; «wir haben noch drei Szenen vor uns.»

«Welche denn?»

«Die Rückkehr Ihres Spaniers, den Ausbruch Ihrer Krankheit und das Erstaunen der Frau von ***, wenn sie die ganze Geschichte erfährt.» Ich zählte die Minuten während Leducs Abwesenheit, aber vergeblich --- er kam nicht. Ich war in einer schrecklichen Angst, obgleich meine liebe Dubois mich zu überzeugen suchte, er könnte nur deshalb so lange ausbleiben, weil die Witwe nicht zu Hause wäre. Es gibt glückliche Charaktere, die nicht an die Möglichkeit eines Unglückes glauben können. Ein solcher war auch ich, bis man mich in meinem dreissigsten Jahre unter die Bleidächer schickte. Jetzt fange ich an zu faseln, und alles erscheint mir schwarz. Sogar, wenn man mich zu Hochzeiten einladet, sehe ich alles schwarz, und als ich in Prag bei der Krönung Leopolds des Zweiten zugegen war, sagte ich: *nolo coronari* -- ich wünsche nicht gekrönt zu werden. Verfluchtes Alter, würdig, die Hölle zu bewohnen, wohin schon so viele andere es vor mir gewünscht haben: *tristisque senectus*.

Gegen halb zehn Uhr sah meine Haushälterin im Mondenschein Leduc herangaloppieren. Dies belebte mich wieder. Ich hatte kein Licht im Zimmer. Meine Freundin versteckte sich schnell im Alkoven, denn sie hätte nicht eine Silbe von dem Bericht des Spaniers verlieren mögen.

«Ich bin halbtot vor Hunger, gnädiger Herr,» sagte er beim Eintreten; «bis halb sieben habe ich auf das Weib warten müssen. Als sie nach Hause kam, fand sie mich auf der Treppe und sagte zu mir, ich möchte gehen, sie hätte mir nichts zu sagen.

›Das kann wohl sein, meine schöne Dame‹, sagte ich; ›aber wissen Sie, ich habe nämlich zwei Wörtchen mit Ihnen zu reden, und darum warte ich hier schon verdammt lang auf Sie.‹

›Einen Augenblick‹, antwortete sie; dann steckt Sie ein Paket und einen Brief, worauf ich Ihre Handschrift zu erkennen glaubte, in die Tasche und sagte zu mir: ›Kommen Sie mit!‹

Als wir in ihrem Zimmer sind, und ich da keinen Menschen sehe, sage ich zu ihr, sie hätte mich vergiftet und ich verlangte Geld von ihr, um den Doktor zu bezahlen. Da sie nichts antwortet, mache ich Miene, sie durch den Augenschein zu überzeugen; sie wendet aber den Kopf ab und sagt: ›Warten Sie schon lange auf mich?‹



›Seit elf Uhr, und keinen Bissen habe ich im Leibe.«

Sie geht hinaus, erkundigt sich bei dem Bedienten, den sie offenbar hierher geschickt hatte, wann er zurückgekommen sei, kommt wieder hinein, schliesst die Tür und gibt mir dies Paket, indem sie mir sagt, ich würde fünfundzwanzig Louis darin finden, um mich heilen zu lassen, wenn ich krank wäre; aber wenn mir etwas an meinem Leben läge, so sollte ich mich hüten, mit irgendeinem Menschen über die Geschichte zu sprechen. Ich habe ihr versprochen, zu schweigen, und bin abgeritten. Ist das Paket mein?»

«Ganz gewiss. Lass dir dein Abendessen geben und geh zu Bett!»

Meine liebe Dubois kam aus dem Alkoven hervor und umarmte mich mit triumphierender Miene. Wir verbrachten den Abend in fröhlicher Stimmung. Am nächsten Morgen sah ich die ersten Anzeichen der Krankheit, die die abscheuliche Witwe mir mitgeteilt hatte; aber drei oder vier Tage darauf erkannte ich, dass sie von harmlosester Art war, und nach acht Tagen war ich sie völlig los. Meinem armen Spanier ging es nicht so gut. Er befand sich in einem kläglichen Zustande.

Den ganzen nächsten Morgen verbrachte ich damit, an Frau von *** zu schreiben. Ich erzählte ihr ganz ausführlich, was ich trotz meinem Versprechen, sie vorher um Rat zu fragen, getan hatte, und schickte ihr Abschriften aller Briefe, um sie zu überzeugen, dass unsere Feindin, die nach Luzern gereist sei, sich in dem Glauben befinde, nur in ihrer Einbildung sich gerächt zu haben, und dass zum Glück ihre Ehre vor jedem Schimpf sicher sei. Am Schluss meines langen Briefes gestand ich ihr, dass ich die ersten Anzeichen meiner Krankheit erkannt hätte, jedoch sicher wäre, in sehr wenigen Tagen davon befreit zu sein. Ich gab meinen Brief heimlich ihrer Amme und erhielt am dritten Tage einige Zeilen von ihrer Hand, durch die sie mir anzeigte, dass ich im Laufe der Woche sie nebst ihrem Gatten und Herrn von Chavigny bei mir sehen würde.

Ich Unglücklicher! Ich musste auf jeden Gedanken auf Liebe verzichten; aber meine Dubois, die wegen Leducs Krankheit den ganzen Tag um mich war, fing an, mir alles andere zu ersetzen. Je mehr ich mich darauf versteifte, in ihr nur eine Freundin sehen zu wollen, desto verliebter wurde ich; vergeblich hoffte ich, dass sie schliesslich das Gefühl, das ich ihr eingeflösst, unterdrücken würde, wenn wir in solcher harmlosen Weise miteinander verkehrten. Ich hatte ihr einen Ring geschenkt und ihr gesagt, ich würde ihr hundert Louis dafür geben, sobald sie Lust bekäme, sich desselben wieder zu entäussern; aber dazu konnte sie nur kommen, wenn sie in Bedürftigkeit geriet, und dies konnte nicht geschehen, solange ich sie bei mir behielt; der Gedanke aber, sie zu entlassen, erschien mir abgeschmackt. Sie war naiv, aufrichtig, scherzte gern, hatte viel Geist und ein sehr richtiges Urteil. Sie hatte niemals geliebt und sich nur auf Wunsch der Lady Montagu verheiratet. Sie schrieb nur an ihre Mutter, und ich las auf ihren Wunsch diese Briefe. Sie atmeten kindliche Liebe und waren ausgezeichnet geschrieben.

Eines Tages fiel mir ein, sie zu bitten, die Briefe ihrer Mutter lesen zu dürfen.

«Sie antwortet mir niemals.»

«Und warum nicht?»

«Aus einem guten Grunde: sie kann nicht schreiben. Ich hielt sie für tot, als ich von England zurückkam, und war angenehm überrascht, als ich sie bei meiner Heimkehr nach Lausanne vollkommen gesund vorfand.»



«Wer hat Sie von England begleitet?»

«Niemand.»

«Das ist unbegreiflich. Sie sind jung, ganz dazu angetan, heftige Begierden zu erregen; Sie kleiden sich gut und befanden sich in Gesellschaft so vieler Leute von verschiedenem Charakter; darunter waren auch junge Leute, Wüstlinge --- denn die gibt es ja überall; wie haben Sie sich verteidigen können?»

«Mich verteidigen? Das habe ich niemals nötig gehabt. Das grosse Geheimnis für ein junges Mädchen, nicht belästigt zu werden, besteht darin: niemanden anzusehen, so zu tun, als ob man nicht höre, auf gewisse Fragen nicht zu antworten, allein in einem Zimmer zu schlafen, das man sorgfältig verriegelt, oder in den Gasthöfen, wo es möglich ist, bei der Wirtin zu schlafen. Wenn ein junges Mädchen Reiseabenteuer hat, so wird man in den allermeisten Fällen sagen können, dass sie selber dazu Anlass gegeben haben muss; denn es ist leicht, überall tugendhaft zu sein, wenn man nur will.»

Sie hatte Recht. Sie versicherte mir, sie habe niemals ein Abenteuer gehabt und sei niemals von ihrer Pflicht abgewichen, weil sie so glücklich gewesen sei, sich niemals zu verlieben. Ihre naiven Erzählungen, die von jeder Zimperlichkeit frei waren, und ihre Bemerkungen voll von Witz und gesundem Menschenverstand erheiterten mich vom Morgen bis zum Abend. Zuweilen duzten wir uns; dies war schon ziemlich deutlich und bezeichnete das Ziel, zu dem die Gewalt der Umstände uns führen musste. Sie sprach mit mir begeistert von den Reizen der Frau von *** und hörte mir mit der lebhaftesten Teilnahme zu, wenn ich ihr von meinen verschiedenen Liebesabenteuern erzählte. Wenn ich an heikle Stellen kam und Miene machte, in meiner Erzählung gewisse schlüpfrige Umstände zu überspringen, bat sie mich so anmutig, ihr nichts zu verbergen, dass ich mich mit sanfter Gewalt gezwungen sah, ihren Wunsch zu erfüllen; wenn aber dann das allzutreue Gemälde uns zu entflammen drohte, lachte sie plötzlich laut auf, legte mir die Hand auf den Mund, entfloh wie eine verfolgte Gazelle und schloss sich in ihrem Zimmer ein. Eines Tages fragte ich sie, warum sie sich immer einschliesse, und sie antwortete: «Dies geschieht, damit Sie nicht etwas von mir verlangen, was ich in jenen Augenblicken unmöglich Ihnen verweigern könnte.»

Am Vorabend des Tages, an welchem Herr von Chavigny und Herr und Frau von *** sich unangemeldet bei mir zum Mittagessen einluden, fragte meine Haushälterin, ob ich auch in Holland ein Liebesabenteuer gehabt hätte. Ich erzählte ihr meine Erlebnisse mit Esther, und als ich an die Besichtigung des kleinen Mals kam, hielt die reizende Neugierige mir den Mund zu, wobei sie sich vor Lachen ausschütten wollte. Ich hielt sie mit sanfter Gewalt fest, und da sie sich auf mich niedersinken liess, so konnte ich dem Wunsche nicht widerstehen, auch bei ihr nach einem kleinen Mal zu suchen, und sie vermochte mir nur schwachen Widerstand entgegenzusetzen. Da mein unglückseliger Zustand mich verhinderte, das Opfer auf dem Altar der Liebe zu vollziehen, so beschränkten wir uns auf ein Scheinopfer, das nur eine Minute dauerte; aber unsere Augen waren daran beteiligt, und dies war nicht geeignet, uns zu beruhigen. Als wir fertig waren, sagte sie lachend, aber mit einem ganz sittsamen Gesicht zu mir: «Mein lieber Freund, wir lieben uns, und wenn wir uns nicht in Acht nehmen, wird es nicht lange beim blossen Tändeln bleiben.»

Nachdem sie dies mit einem Seufzer gesagt hatte, stand sie auf, wünschte mir gute Nacht und legte sich zu ihrer kleinen Hässlichen ins Bett. Es war das erste Mal, dass wir uns von dem Triebe unserer Sinne fortreissen liessen; der erste Schritt war getan. Vollkommen verliebt legte ich mich zu Bett; ich sah voraus, dass die lebenswürdige Person bald meine Seele ganz und gar beherrschen würde.



Am anderen Morgen überraschten Herr und Frau von *** mit Herrn von Chavigny uns auf angenehme Weise. Bis zum Mittagessen gingen wir spazieren. Bei Tisch machte meine liebe Dubois die Wirtin, und ich sah mit Vergnügen, dass meine beiden männlichen Gäste ganz entzückt von ihr waren, denn sie gingen während unseres Nachmittagsspazierganges nicht einen Augenblick von ihrer Seite. Ich erhielt dadurch Gelegenheit, ganz ungestört meiner göttlichen Amazone noch einmal mündlich zu erzählen, was ich ihr geschrieben hatte. Natürlich hütete ich mich, ein Wort davon zu sagen, dass meine Haushälterin an der ganzen Geschichte beteiligt gewesen war; denn es wäre der schönen Frau peinlich gewesen, zu erfahren, dass ihre Schwachheit der anderen bekannt war.

«Das Lesen ihres Briefes», sagte die reizende Frau zu mir, «hat mir das grösste Vergnügen gemacht, weil die widerwärtige Person sich nun nicht mehr schmeicheln darf, die zwei Stunden mit Ihnen verbracht zu haben. Aber sagen Sie mir, ich bitte Sie, wie ist es nur möglich gewesen, dass Sie selbst im Dunkeln nicht den Unterschied bemerkt haben, der doch zwischen uns vorhanden sein muss? Sie ist viel kleiner, viel magerer und mindestens zehn Jahre älter als ich. Ausserdem hat sie einen schwülen Atem, und Sie haben doch wissen können, dass ich diesen Fehler nicht habe. Sie waren allerdings des Gesichts und des Gehörs beraubt, aber Sie konnten doch fühlen. Und dennoch haben Sie nichts bemerkt! Das ist unglaublich!»

«Und doch ist es leider nur zu wahr. Ich war von Liebe berauscht, und da Sie allein meine ganze Seele einnahmen, so habe ich nur Sie sehen können.»

«Ich begreife, dass im ersten Augenblick Ihre Phantasie Sie fortreissen musste, aber nach dem ersten oder zweiten Sturmloch musste doch die Glut nachlassen, da jener etwas mangelt, was ich nicht verbergen kann und was alle Kunst der Koketterie bei ihr nicht nachahmen kann.»

«Sie haben recht --- Ihr Venusbusen! Und wenn ich daran denke, dass ich nur zwei schlaffe Hängebrüste berührt habe, so fühle ich mich unwürdig, noch weiter zu leben.»

«Sie haben es bemerkt und fühlten sich doch nicht angeekelt?»

«Konnte ich wohl Ekel fühlen, konnte ich überhaupt einen Gedanken fassen, da ich doch gewiss war, Sie in meinen Armen zu halten --- Sie, für die ich mein Leben hingeben würde? Nein, eine raue Haut, ein übel riechender Atem, ein viel zu bequemes Schlupfloch, dies alles konnte meine Glut nicht mässigen.»

«Was höre ich! Abscheuliches, unreines Weib! Ekelhaftes Kehrrechtfass! Ich kann es nicht begreifen; und Sie haben mir dies alles verzeihen können?»

«Ich wiederhole Ihnen: der Glaube, Sie zu besitzen, machte mich unfähig zu denken; alles erschien mir göttlich.»

«Sie hätten mich wie ein liederliches Weibsbild behandeln, mich sogar schlagen sollen, da Sie mich so fanden!»

«Ach, entzückendes Weib, wie ungerecht sind Sie in diesem Augenblick!»

«Das ist wohl möglich, mein lieber Freund, denn ich bin so aufgebracht gegen dieses Scheusal, dass ich im Zorn vielleicht Unsinn rede. Jetzt aber, wo sie sich einem Bedienten hingeben zu haben glaubt, und nach seinem sie erniedrigenden Besuche muss sie vor



Scham und Wut dem Tode nahe sein. Es wundert mich nur, dass sie es geglaubt hat; denn er ist vier Zoll kleiner als Sie --- und dann, wie konnte sie glauben, dass ein Bedienter so etwas ebenso gut könnte wie Sie! Es ist undenkbar! Ich bin überzeugt, sie ist in diesem Augenblick in ihn verliebt. Fünfundzwanzig Louis! Er wäre mit zehn zufrieden gewesen. Welches Glück, dass der arme Junge so gerade zur rechten Zeit krank wurde. Aber Sie haben ihn doch in alles einweihen müssen?»

«Ganz und gar nicht, ich habe ihn glauben lassen, sie hätte mir ein Stelldichein in jenem Zimmer gegeben, und ich wäre wirklich zwei Stunden mit ihr zusammen gewesen, hätte aber, aus Furcht, gehört zu werden, kein Wort gesprochen. Aus dem, was ich ihm auftrug, hat er geschlossen, sie hätte mich krank gemacht, sie wäre mir dadurch zum Ekel geworden, und ich hätte die Gelegenheit benutzt, meine Beteiligung abzuleugnen, sie mir vom Halse zu schaffen und mich an ihr zu rächen.»

«Ausgezeichnet! Die Frechheit des Spaniers ist unglaublich, aber am allernglaublichsten ist die Frechheit dieser gemeinen Person. Wenn aber nun das Weib nur aus Prahlerei und um Ihnen einen Schreck einzujagen gesagt hätte, sie sei krank, welcher Gefahr hätte sich dann der Bursche ausgesetzt.»

«Diese Befürchtung habe ich gehabt, denn ich hatte noch kein Anzeichen der Krankheit gemerkt.»

«Jetzt aber sind Sie in Behandlung, und ich bin die Ursache. Das bringt mich zur Verzweiflung!»

«Beruhigen Sie sich, mein Engel; meine Krankheit hat nicht viel auf sich. Ich wende nichts weiter an als eine Auflösung von salpetersaurem Salz, und in acht Tagen werde ich vollkommen wieder hergestellt sein. Ich hoffe, dann ...»

«Ach, mein lieber Freund ...»

«Wie?»

«Denken wir nicht mehr daran, ich beschwöre Sie.»

«Ein solcher Ekel kann sehr natürlich sein, wenn die Liebe nicht sehr stark ist. Ich bin sehr unglücklich!»

«Ich bin es mehr als Sie. Ich liebe Sie, und Sie wären undankbar, wenn Sie aufhörten, mich zu lieben. Lieben wir uns, aber suchen wir nicht uns unsere Liebe zu beweisen; dies könnte verhängnisvoll für uns werden. Verfluchte Witwe! Sie ist abgereist, und in vierzehn Tagen reisen auch wir nach Basel, wo wir bis Ende November bleiben.»

«Der Streich hat getroffen! Ich sehe, ich muss mich Ihren Gesetzen unterwerfen, oder vielmehr meinem Schicksal; denn in der Schweiz ist mir lauter Unglück zugestossen. Mich tröstet nur, dass es mir gelungen ist, Ihre Ehre vor jedem Angriff zu sichern.»

«Sie haben die Achtung und Freundschaft meines Mannes gewonnen; wir werden immer gute Freunde sein.»



«Wenn Sie abreisen müssen, so fühle ich, dass es meine Pflicht ist, vor Ihnen abzureisen. Dies wird die unwürdige Urheberin meines Unglückes noch mehr überzeugen, dass unsere Freundschaft unsträflich war.»

«Sie denken wie ein Engel und überzeugen mich immer mehr von Ihrer Zärtlichkeit. Wohin gehen Sie?»

«Nach Italien; vorher aber werde ich nach Bern und Genf reisen.»

«Sie werden also nicht nach Basel kommen. Das ist mir lieb, so grosses Vergnügen mir es auch machen würde, Sie dort zu sehen. Ohne Zweifel würde man darüber schwätzen, und dies würde mir schaden. Aber wenn es Ihnen möglich ist, so zeigen Sie sich in den wenigen Tagen, die Sie noch hier zubringen werden, recht vergnügt; denn das traurige Wesen steht Ihnen nicht.»

Wir gingen wieder zum Gesandten und Herrn von ***, die gar keine Zeit gehabt hatten, an uns zu denken, so sehr erheiterte meine liebe Dubois sie durch ihre hübschen Bemerkungen, Ich warf ihr vor, dass sie gegen mich mit ihrem Geist geize, und Herr von Chavigny nahm diese Bemerkung auf und sagte uns, daran wäre unsere Verliebtheit schuld, denn Verliebte hätten keine geistreichen Worte nötig. Aber meine Dubois blieb die Antwort nicht schuldig; sie ging den beiden Herren tapfer zu Leibe, und dies verschaffte mir Gelegenheit, den Spaziergang mit der schönen Frau fortzusetzen. Sie sagte mir: «Ihre Haushälterin, lieber Freund, ist ein Meisterwerk der Natur. Beantworten Sie mir wahrheitsgetreu eine Frage, und ich verspreche Ihnen, vor Ihrer Abreise Ihnen ein Zeichen der Dankbarkeit zu geben, woran Sie Ihre Freude haben werden.»

«Sprechen Sie! Was wünschen Sie zu wissen?»

«Sie lieben sie, und sie erwidert ihre Liebe.»

«Ich glaube es, aber bis jetzt ...»

«Mehr will ich nicht wissen; denn wenn es noch nicht geschehen ist, so wird es geschehen, und das ist so gut, wie wenn es schon geschehen wäre. Wenn Sie mir gesagt hätten, Sie liebten sich nicht, so hätte ich Ihnen nicht geglaubt; denn ich begreife nicht, wie ein junger Mann wie Sie mit einer solchen Frau zusammen leben kann, ohne sie zu lieben. Sie ist sehr hübsch, klug wie ein Engel; lustig, talentvoll, ausserordentlich wohl erzogen und weise im Sprechen; dies ist mehr als genug, um einen Mann zu bezaubern, und ich bin überzeugt, es wird Ihnen schmerzlich sein, sich von ihr zu trennen. Lebel hat ihr einen schlechten Dienst erwiesen, indem er sie zu Ihnen gebracht hat; denn sie stand in einem ausgezeichneten Ruf, jetzt aber wird es ihr nicht mehr möglich sein, bei einer anständigen Dame einen Dienst zu finden.»

«Ich werde mit ihr nach Bern gehen.»

«Daran werden Sie gut tun.»

Als sie abfuhren, sagte ich ihnen, ich würde binnen kurzem nach Solothurn kommen, um Abschied zu nehmen und ihnen für ihren ausgezeichneten Empfang zu danken, weil ich in einigen Tagen abzureisen gedächte. Der Gedanke, Frau von *** nicht wieder zu sehen, war mir so schmerzlich, dass ich mich sofort zu Bett legte; Frau Dubois achtete meine Traurigkeit und zog sich zurück, nachdem sie mir gute Nacht gewünscht.



Zwei oder drei Tage darauf erhielt ich einen Brief von meiner Zauberin; sie schrieb mir, ich möchte sie am folgenden Tage um zehn Uhr besuchen und mich zum Essen einladen. Pünktlich befolgte ich ihren Befehl. Herr von *** empfing mich sehr freundlich, sagte mir aber, er müsse aufs Land fahren und könne nicht vor ein Uhr zurück sein; er bitte mich also, es nicht übel zu nehmen, wenn er es seiner Frau überlasse, mich bis dahin zu unterhalten. So geht es einem armen Ehemann! Frau von *** stickte mit einem jungen Mädchen an einem Rahmen; ich nahm ihre liebenswürdige Gesellschaft an, aber nur unter der Bedingung, dass sie sich in ihrer Arbeit nicht stören liesse.

Vor zwölf Uhr entfernte das junge Mädchen sich, und sogleich gingen wir, um die frische Luft zu geniessen, auf eine Terrasse neben dem Hause; es befand sich dort ein hübsches Kabinett, von dessen Inneren aus wir, ohne gesehen zu werden, alle ankommenden Wagen schon in der Ferne bemerken konnten.

«Warum, göttliche Freundin, haben Sie mir dieses Glück nicht verschafft, als ich vollkommen gesund war?»

«Weil damals mein Gatte argwöhnte, Sie hätten sich nur meinetwegen als Kellner verkleidet und könnten mir nicht gleichgültig sein. Ihr kluges Verhalten hat seinen Verdacht beseitigt und mehr denn alles Ihre Haushälterin, die er für Ihre Frau hält, und in die er ebenfalls so verliebt ist, dass ich glaube, er würde ganz gerne tauschen, wenigstens für ein paar Tage. Würden Sie mit dem Tausch einverstanden sein?»

«O, warum lässt er sich nicht bewerkstelligen!»

Da ich kaum eine Stunde vor mir hatte und voraussah, dass ich zum letzten Mal das Glück haben würde, bei ihr zu weilen, so warf ich mich ihr zu Füssen. Voll Zärtlichkeit sträubte sie sich nicht gegen meine Wünsche, die ich zu meinem grossen Bedauern nur zum Schein erfüllen durfte; denn ich liebte sie zu aufrichtig, als dass ich ihre Gesundheit hätte in Gefahr bringen mögen. Ich tat alles, was ich in Ermangelung eines vollständigen Glückes tun konnte; ohne Zweifel hatte an dem Genuss, den ich ihr verschaffen konnte, das Vergnügen, mich zu überzeugen, dass sie mehr wert sei als die greuliche Witwe, einen nicht geringen Anteil.

Als wir den Wagen des Gatten ankommen sahen, eilten wir an das untere Ende der Terrasse, und dort fand der wackere Mann uns. Er entschuldigte sich tausendmal bei uns, dass er nicht früher hätte zurückkommen können.

Wir speisten gut, aber bei Tisch unterhielt er sich mit mir fast ausschliesslich über meine Dubois; er schien gerührt zu sein, als ich ihm sagte, ich gedächte sie nach Lausanne zu ihrer Mutter zurückzuführen.

Um fünf Uhr nahm ich mit gepresstem Herzen Abschied von ihnen und begab mich zu Herrn von Chavigny, dem ich alles Vorgefallene mitteilte. Ich hätte die Pflicht der Dankbarkeit zu verletzen geglaubt, wenn ich dem liebenswürdigen alten Herrn nicht die ganze Komödie erzählt hätte, die ihm ohne Zweifel scherzhaft erschien, wie sie mir heute erscheint. Er hatte ein Recht darauf, denn er hatte ganz gewaltig zum Gelingen eines Planes beigetragen, der nur durch ein Missgeschick ohnegleichen fehlschlug.

Er bewunderte den Geist meiner treuen Dubois, denn ich verhehlte ihm nicht, wie sehr sie an der Intrige beteiligt war, und sagte zu mir, trotz seinem Alter würde er sich glücklich schätzen, wenn er eine Frau wie sie bei sich haben könnte, und er freute sich sehr, als ich ihm sagte, dass ich in sie verliebt sei. Hierauf sagte der liebenswürdige Kavalier zu



mir: «Ersparen Sie sich, mein lieber Casanova, die Mühe, in sämtliche Häuser Solothurns zu laufen, um Abschiedsbesuche zu machen. Sie können sich dieser Anstandspflicht entledigen, indem Sie bei mir die ganze Gesellschaft versammelt finden werden, und Sie brauchen nicht einmal zum Abendessen zu bleiben, wenn Sie nicht spät nach Hause kommen wollen.»

Ich befolgte seinen Rat. Ich sah Frau von ***, und ich glaubte, es wäre zum letzten Male. Ich täuschte mich. Ich habe sie nach zehn Jahren wieder gesehen, und der Leser wird an seinem Orte erfahren, wann, wie und in welcher Lage.

Bevor ich ging, begleitete ich den Botschafter in sein Zimmer, um ihm gebührend zu danken und ihn um einen Empfehlungsbrief für Bern zu bitten, wo ich vierzehn Tage zu verbringen gedachte. Zugleich bat ich ihn, mir Lebel zu schicken, um seine Rechnung mit mir zu machen. Er sagte mir, er würde mir durch ihn einen Brief für Herrn von Muralt, den Stadtschultheiss von Thun, schicken.

Ich fuhr nach Hause. Ich war in trauriger Stimmung über die bevorstehende Abreise von einer Stadt, wo ich im Vergleich zu den erlittenen wirklichen Verlusten nur schwache davongetragen hatte; ich dankte meiner Haushälterin freundlich für ihre Gefälligkeit, auf mich zu warten, wünschte ihr gute Nacht und sagte ihr, wir würden binnen drei Tagen nach Bern abreisen und sie müsste meinen Koffer packen.

Am nächsten Morgen sagte sie zu mir, nachdem wir ziemlich schweigsam miteinander gefrühstückt hatten: «Sie nehmen mich also mit, lieber Freund?»

«Ja, gewiss, wenn Sie mich genug lieben, um gerne mit mir zu gehen.»

«Sehr gerne --- bis ans Ende der Welt; und umso lieber, da ich Sie traurig und gewissermassen krank sehe, während Sie heiter und gesund waren, als ich bei Ihnen eintrat. Wenn ich Sie verlassen müsste, könnte nur das mich trösten, dass ich Sie glücklich sähe.»

In diesem Augenblick kam der Wundarzt und sagte mir, meinem armen Spanier ginge es so schlecht, dass er das Bett nicht verlassen könnte.

«Ich werde ihn in Bern kurieren lassen», antwortete ich. «Sagen Sie ihm, wir werden übermorgen abreisen und schon mittags dort sein.»

«Mein Herr, ich gestatte mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass er unmöglich diese Reise machen kann, obgleich die Entfernung nur sieben Wegstunden beträgt; denn er ist an allen Gliedern gelähmt.»

«Das tut mir sehr Leid, Herr Doktor.»

«Ich glaube es, mein Herr, aber es ist eine Tatsache.»

«Von der ich mich mit eigenen Augen überzeugen muss.»

Ich ging zu Leduc und fand den armen Kerl wirklich nicht imstande sich zu bewegen; nur seine Zunge und die Augen waren frei.

«Du bist ja reizend zugerichtet», sagte ich zu ihm.



«Scheusslich, gnädiger Herr, obgleich ich mich im Übrigen sehr wohl fühle.»

«Ich glaube es, aber im Augenblick kannst du dich nicht bewegen, und ich will übermorgen zum Mittagessen in Bern sein.»

«Lassen Sie mich hintragen, Sie werden mich dort kurieren lassen.»

«Du hast Recht; ich werde dich in einer Sänfte hintragen lassen.»

«Da werde ich aussehen wie ein Heiliger, den man in der Prozession umherträgt.»

Ich beauftragte einen Bedienten, für ihn zu sorgen und alles für die Abreise in Ordnung zu bringen. Ich liess ihn mit zwei Pferden, die die Sänfte trugen, nach dem Gasthof zum Falken bringen.

Mittags kam Lebel und brachte mir den Brief seines Herrn für Herrn von Muralt. Er gab mir seine Quittungen, und ich bezahlte ihn, ohne eine Einwendung zu machen; denn ich fand ihn in jeder Beziehung anständig. Hierauf liess ich ihn mit mir und Frau Dubois zu Mittag speisen. Ich war nicht zum Plaudern aufgelegt und sah mit Vergnügen, dass sie meine Unterhaltung nicht brauchten; denn sie plauderten nach Herzenslust und auf eine sehr ergötzliche Art, denn es fehlte Lebel nicht an Geist. Er sagte mir, er wäre entzückt, dass ich ihm Gelegenheit gegeben hätte, die Haushälterin, die er mir verschafft hätte, näher kennen zu lernen; bis jetzt hätte er nicht sagen können, dass er sie kenne, denn er hätte sie nur drei- oder viermal in Lausanne auf der Durchreise gesehen. Als wir vom Tisch aufstanden, bat er mich um die Erlaubnis, ihr schreiben zu dürfen; sie nahm sofort das Wort und forderte ihn auf, sein Versprechen zu halten.

Lebel war ein liebenswürdiger Mann, etwa fünfzig Jahre alt und von sehr anständigem Äusseren. Zum Abschied umarmte er sie nach französischer Art, ohne mich um Erlaubnis zu fragen, und sie ging mit guter Manier darauf ein.

Als er fort war, sagte sie zu mir, die Bekanntschaft dieses Ehrenmannes könne ihr nützlich sein, und es sei ihr sehr angenehm, mit ihm im Briefwechsel bleiben zu können.

Den nächsten Tag trafen wir alle Vorbereitungen für unsere kleine Reise, und Leduc reiste in seiner Sänfte ab, um vier Meilen von Solothurn zu übernachten. Nachdem ich die Familie des Pförtners, den Koch und den zurückbleibenden Lakai reichlich belohnt hatte, fuhr ich am anderen Morgen um vier Uhr mit der reizenden Dubois in meinem Wagen ab und kam um elf Uhr in dem Berner Gasthof an, wo Leduc schon ein paar Stunden vorher eingetroffen war. Zunächst vereinbarte ich die Preise mit dem Wirt, denn ich kannte die Gewohnheiten der Schweizer Gasthofbesitzer; sodann beauftragte ich den Bedienten, den ich behalten hatte und der ein Berner war, für Leduc zu sorgen, ihn einem guten Arzt zu übergeben und diesem zu sagen, dass er es an nichts fehlen lassen sollte, um ihn vollkommen gesund zu machen«.

Hierauf speiste ich mit meiner Haushälterin auf ihrem Zimmer, denn sie wohnte für sich, und nachdem ich meinen Brief bei dem Pförtner des Herrn Murali abgegeben hatte, ging ich aufs Geratewohl spazieren.



1769 – Wiedersehen mit Frau von R. in Lugano

Auszug aus den Memoiren des Giacomo Girolamo Casanova, Chevalier de Seingalt

Band 6 – Zwölftes Kapitel

Mein Aufenthalt in Aix in der Provence. – Schwere Krankheit. – Ich werde von einer Unbekannten gepflegt. – Der Marquis d'Argens. – Cagliostro. – Meine Abreise. – Brief von Henrietten. – Marseille. – Geschichte der Nina. – Nizza. – Turin. – Lugano. – Frau von *.**

...

Ich teilte meinen Freunden mit, dass ich die Absicht hätte, nach der Schweiz zu gehen, und dort auf meine Kosten in italienischer Sprache eine Widerlegung der Geschichte der venezianischen Regierung von Amelot de la Houssaie drucken zu lassen. Alle beeilten sich, mir Subskribenten zu verschaffen, die mir eine gewisse Anzahl von Exemplaren vorausbezahlten. Der Freigebigste von allen war der Graf de la Pérouse, der mir siebenhundertundfünfzig Franken für fünfzig Exemplare gab. Acht Tage darauf verliess ich Turin mit dreitausend Franken in meiner Börse. Dieses Geld setzte mich in den Stand, das ganze Werk drucken zu lassen, das ich in der Zitadelle von Barcelona niedergeschrieben hatte. Ich musste es jedoch noch einmal umschreiben, weil ich damals den zu widerlegenden Autor und die venezianische Geschichte des Prokurators Rani nicht vor Augen gehabt hatte.

Nachdem ich mir diese Werke verschafft hatte, begab ich mich in der Absicht, mein Buch drucken zu lassen, nach Lugano, wo eine gute Buchdruckerei und keine Zensur war. Ich wusste ausserdem, dass der Buchdruckereibesitzer ein wissenschaftlich gebildeter Mann war, sowie, dass man in Lugano gut ass und gute Gesellschaft fand. Ich war dort dicht bei Mailand, in nächster Nähe von Varese, wo der Herzog von Modena die schöne Jahreszeit verbrachte, von Como, Chiavenna und dem Lago Maggiore mit den berühmten Borromeischen Inseln. Ich befand mich also an einem Ort, wo ich leicht Unterhaltung finden musste. Ich ging in den Gasthof, der für den besten galt, und der Wirt, ein gewisser Ta-goeretti, gab mir das beste Zimmer seines Hauses.

Gleich am nächsten Morgen suchte ich den Dottore Agnelli auf; er war zugleich Buchdrucker, Priester, Theologe und ein recht ehrlicher Mann. Ich machte mit ihm einen Vertrag in einer Form, wonach er sich verpflichtete, mir wöchentlich vier Bögen in zwölfhundert Exemplaren zu liefern. Ich meinerseits verpflichtete mich, jede Woche das Fertige zu bezahlen. Er behielt sich das Recht der Zensur vor, sprach aber die Hoffnung aus, dass seine Meinung stets mit der meinigen übereinstimmen werde.

Ich übergab ihm sofort Vorwort und Einleitung, womit er für eine volle Woche genug zu tun haben musste, und suchte ein Papier in Grossoktavformat aus.

Als ich in den Gasthof zurückgekehrt war, um zu Mittag zu essen, meldete man nur den Bargello oder Polizeimeister.



Obgleich Lugano zu den dreizehn Kantonen der Schweizerischen Eidgenossenschaft gehört, wird die Polizei dort wie in den italienischen Städten gehandhabt.

Ich war neugierig, was ein solcher Mann von übler Vorbedeutung von mir wünschen könnte, und da ich ausserdem verpflichtet war, ihn anzuhören, so liess ich ihn eintreten. Nachdem er mir eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, sagte der Signore Bargello, mit dem Hut in der Hand, er sei gekommen, um mir seine Dienste anzubieten und mir zu versichern, dass ich mich, wenngleich fremd, in Lugano sehr wohl befinden werde und dass ich weder für meine Person etwas zu befürchten habe, falls ich etwa Feinde ausserhalb des Kantons habe, noch für meine persönliche Freiheit, falls ich Verdriesslichkeiten mit der venezianischen Regierung haben sollte.

«Ich danke Ihnen, Herr Bargello, und bin vollkommen überzeugt, dass Sie mir die Wahrheit sagen, da ich mich ja in der Schweiz befinde.»

«Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen zu sagen, mein Herr, dass Ausländer, die hierher kommen und der Unverletzlichkeit der ihnen gewährten Zuflucht sicher sein wollen, gewöhnlich eine Kleinigkeit vorauszahlen, sei es wöchentlich oder monatlich oder auf ein Jahr.»

«Und wenn sie nicht zahlen wollen?»

«Dann sind sie nicht so sicher.»

«Schön! – Geld macht alles?»

«Aber mein Herr...»

«Ich verstehe, aber ich will Ihnen etwas sagen: ich habe nichts zu befürchten und halte mich daher für unverletzlich, ohne dass ich mir die Mühe mache, etwas zu bezahlen.»

«Sie werden mir verzeihen, aber ich weiss, dass Sie im Unfrieden mit der venezianischen Regierung leben.»

«Sie täuschen sich, mein guter Freund.»

«Oh nein, hierin täusche ich mich ganz gewiss nicht.»

«Wenn Sie Ihrer Sache sicher zu sein glauben, so bringen Sie mir irgendjemanden, der um zweihundert Zechinen wetten will, dass ich irgendetwas von Venedig zu befürchten habe. Ich werde dagegen wetten und die Summe sofort hinterlegen.»

Der Bargello wurde ganz verlegen, und der Wirt, der zugegen war, sagte ihm, er möchte sich doch vielleicht irren. Er grüsste mich und entfernte sich sehr enttäuscht.

Mein Wirt freute sich, dieses Gespräch mit angehört zu haben, und sagte mir: «Da Sie die Absicht haben, einige Zeit hier am Orte zu verweilen, so tun Sie gut, wenn Sie dem Capitano oder Landvogt einen Besuch machen. Er ist gewissermassen Gouverneur, und alle Macht liegt in seiner Hand. Er ist ein liebenswürdiger Schweizer Edelmann, und seine Frau ist voller Geist und eine strahlende Schönheit.»



«O, das ist etwas anderes. Verlassen Sie sich darauf, gleich morgen werde ich den Herrn aufsuchen.»

Am nächsten Tage liess ich mich gegen Mittag beim Landvogt melden; ich wurde sofort vorgelassen und sah vor mir Herrn von R. und seine reizende Gemahlin mit einem hübschen Knaben von fünf oder sechs Jahren.

Man stelle sich unsere gegenseitige Überraschung vor!

Band 6 – Dreizehntes Kapitel

Marazzani wird bestraft. – Meine Abreise von Lugano. – Turin. – Herr Dubois. – Livorno. – Orloffs Abfahrt mit dem Geschwader. – Pisa. – Stratico. – Siena. – Die Marchesa Chigi. – Ich reise von Siena mit einer Engländerin ab.

Diese glücklichen unvorhergesehenen zufälligen Begegnungen sind die schönsten Augenblicke meines Lebens. Sie sind mir umso lieber, da ich sie nur dem Zufall verdanke. – Alle drei standen wir stumm vor Überraschung und Freude. Herr von R. brach zuerst das Schweigen und umarmte mich herzlich. Schnell entschuldigten wir uns gegenseitig: er, dass er angenommen hatte, es gäbe in Italien noch andere Personen meines Namens; ich, dass ich mich seines Namens nicht erinnert hatte. Ich musste gleich zum Essen da bleiben, und so war unsere Bekanntschaft wieder erneuert. Seine Republik hatte ihm dieses sehr einträgliche Amt gegeben, das zu seinem grossen Bedauern nur zwei Jahre währte. Er sagte mir, er sei entzückt, dass er gerade während meines Aufenthaltes da sei, um mir nützlich sein zu können, und bat mich, in jeder Beziehung über ihn zu verfügen. Besseres konnte ich mir nicht wünschen. Er vernahm mit lebhafter Freude, dass ich in Lugano war, um ein Werk drucken zu lassen, und daher genötigt war, mich drei oder vier Monate lang aufzuhalten, aber er war betrübt, als ich ihm sagte, ich könne seinen Tisch höchstens einmal wöchentlich annehmen, da ich das Werk erst in Umrissen entworfen habe und daher sehr fleissig sein müsse.

Frau von R. konnte sich von ihrer Überraschung gar nicht erholen. Es war neun Jahre her, dass ich sie in Solothurn zurückgelassen hatte, und sie war damals so schön gewesen, dass ich nicht hatte annehmen können, einige Jahre mehr würden ihre Schönheit noch vergrössern. Und doch war dies der Fall: sie war viel schöner geworden, und ich machte ihr mein Komplimente darüber. Sie zeigte mir ihren einzigen Sprössling und gab ihn mir auf den Arm. Sie hatte ihn vier Jahre nach meiner Abreise zur Welt gebracht und liebte ihn mehr als das Licht ihrer Augen. Es sah auch ganz darnach aus, wie wenn der Knabe etwas verzogen wäre, ich habe jedoch vor kurzer Zeit gehört, dass dieses Kind jetzt ein ebenso liebenswürdiger wie wohlunterrichteter Mann ist.

Im Laufe einer Viertelstunde erzählte Frau von R. mir alles, was sie seit meiner Abreise von Solothurn erlebt hatte. Sie sagte nur, Lebel habe sich in Besançon niedergelassen und lebe dort mit seiner Frau in sehr angenehmen Verhältnissen.

Während unserer Unterhaltung sagte sie mir beiläufig, sie finde mich nicht mehr so jugendfrisch aussehend wie in Solothurn. Dies veranlasste mich zu einem Verhalten, das ich sonst vielleicht nicht beobachtet haben würde. Statt mich von ihrer Schönheit fort-reissen zu lassen, war ich auf meiner Hut, und anstatt eine Wiederanknüpfung unseres Liebesverhältnisses zu versuchen, sagte ich mir: umso besser; da ich auf den Namen eines Liebhabers keinen Anspruch mehr machen darf, so werde ich ihr Freund sein und



werde mich würdig erweisen, auch der ihres ehrenwerten Gatten zu sein. Übrigens erlaubte auch das Werk, das ich drucken lassen wollte, mir keinerlei Zerstreung, und eine Liebschaft würde den besten Teil meiner Zeit in Anspruch genommen haben.

Gleich am nächsten Tage begann ich zu arbeiten und schrieb mit Ausnahme einer Stunde, die ich einem Besuche widmen musste, den Herr von R. mir machte, den ganzen Tag hindurch bis in die Nacht hinein. Am nächsten Tage erhielt ich den ersten Korrekturbogen, mit dem ich ziemlich zufrieden war.

Ich verbrachte den ganzen ersten Monat, emsig arbeitend, in meinem Zimmer. Nur an den Sonntagen ging ich aus, um die Messe zu hören, bei Herrn von R. zu speisen und dann mit Frau von R. und ihrem Kinde einen Spaziergang zu machen.

Am Ende dieses ersten Monats war mein erster Band fertig gedruckt und broschiert, und das ganze Manuskript für den zweiten lag bereit. In den letzten Tagen des Oktobers lieferte der Drucker mir das vollständige dreibändige Werk ab, und in weniger als einem Jahre verkaufte ich die ganze Auflage.

Indem ich dieses Werk schrieb, beabsichtigte ich weniger, mir Geld zu verschaffen, als die Gnade der Inquisitoren von Venedig zu erlangen; denn nachdem ich ganz Europa durchstreift hatte, wurde das Bedürfnis, meine Heimat wieder zu sehen, so heftig, dass mir zumute war, wie wenn ich ohne dieses Glück überhaupt nicht mehr leben konnte.

Amelot de la Houssaie hatte die Geschichte der venezianischen Regierung als wahrer Feind der Venezianer geschrieben; seine Geschichte war eine Satire, die neben gelehrten Bemerkungen auch viele Verleumdungen enthielt. Amelots Werk befand sich seit siebenzig Jahren in allen Händen, und kein Mensch hatte sich die Mühe gemacht, es zu widerlegen. Hätte ein Venezianer Amelots Lügen blossstellen und ein Buch darüber drucken lassen wollen, so würde er in den venezianischen Staaten nicht die Erlaubnis dazu erhalten haben, denn die Regierung der Republik gestattet grundsätzlich nicht, dass man sich mit ihr beschäftigt, weder im Lob noch im Tadel. So hatte bis dahin kein einziger Schriftsteller die französische Satire zu widerlegen gewagt, da er anstatt einer verdienten Belohnung nur eine schimpfliche Bestrafung hätte erwarten können.

Ich glaubte nun, dass wegen meiner Ausnahmestellung diese Aufgabe mir vorbehalten sei. Da ich Grund genug hatte, mich über eine Regierung zu beklagen, deren Mitglieder mich durch ihre willkürliche und despotische Gewalt verfolgten, so war ich gegen den Verdacht der Parteilichkeit geschützt. Da ich andererseits sicher war, vor ganz Europa Amelots Lügen und Ungenauigkeiten zu enthüllen, so hoffte ich auf eine Belohnung, die nach meiner Meinung gar nicht ausbleiben konnte, da sie nur in einem Akte der Gerechtigkeit bestehen sollte.

Nach einer vierzehnjährigen Verbannung hatte ich Anspruch auf Rückkehr in meine Heimat, und ich glaubte, die Staatsinquisitoren würden sich freuen, diese Gelegenheit benutzen zu können, um ihre Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, indem sie mir zur Belohnung meiner Vaterlandsliebe meine Begnadigung bewilligten.

Meine Leser werden sehen, dass ich richtig geraten hatte; aber man liess mich noch fünf Jahre auf etwas warten, was man mir sofort hätte bewilligen sollen.

Da Herr von Bragadino tot war, so hatte ich in Venedig nur noch meine beiden guten alten Freunde Dandolo und Barbaro; durch sie fand ich in Venedig, jedoch ganz im geheimen, etwa fünfzig Subskribenten.



Während meines ganzen Aufenthaltes in Lugano verkehrte ich im Hause des Herrn von R., wo ich mehrere Male den weisen und gelehrten Abbate Riva traf, an den ich von seinem Verwandten, Herrn Guerini empfohlen worden war. Dieser Abbate stand bei seinen Landsleuten wegen seiner Klugheit in so hohem Ruf, dass sie ihn fast bei allen Streitigkeiten, die sonst zu kostspieligen Prozessen geführt hätten, zum Schiedsrichter erwählten. Er wurde aber von allen Gerichtsvollziehern, Rechtsanwältin, Sachwaltern und anderen Dienern der Gerechtigkeit herzlich gehasst. Sein Neffe, Giambattista Riva, war nicht nur ein Freund der Musen, sondern er liebte auch den Gott vom Ganges und die Göttin von Cythere; er war mein Freund, obwohl ich ihm mit dem Glase in der Hand weder standhalten konnte noch wollte. Er liebte mir die jungen Nymphen, die er in die grossen Mysterien eingeweiht hatte, und sie hatten ihn darum nur umso lieber, denn ich machte ihnen kleine Geschenke. Ich machte mit ihm und seinen sehr hübschen Schwestern eine Reise nach den Borromeischen Inseln. Ich wusste, dass Graf Federigo Borromeo, der mich im Juni mit seiner Freundschaft beehrt hatte, anwesend war, und war sicher, dass er mich gut empfangen würde. Die eine von den beiden Schwestern sollte für die Frau meines Freundes Riva gelten, und die andere für seine Schwägerin.

Graf Borromeo war zwar ruiniert, lebte aber auf seinen Inseln wie ein Fürst.

Es ist unmöglich, diese glückseligen Inseln zu schildern; man muss sie sehen. Es ist das herrlichste Klima, ein ewiger Frühling; man kennt dort buchstäblich weder Hitze noch Frost.

Der Graf bewirtete uns mit einem leckeren Essen und liess die beiden Schönen nach Fischen angeln; dies machte ihnen viel Vergnügen. Obwohl er hässlich, alt, gichtbrüchig und verarmt war, besass er doch noch die grosse Kunst zu gefallen.

Als wir vier Tage nach unserer Abreise nach Lugano zurückkehrten, wollte ich auf einem ziemlich engen Wege einem Wagen ausweichen; mein Pferd glitt über den Wegrand und stürzte zehn Fuss tief hinab. Ich stiess mit dem Kopf gegen einen grossen Stein und glaubte, es sei um mich geschehen, denn das Blut strömte aus einer grossen Wunde hervor. Ich kam mit der Furcht davon, denn in einigen Tagen war ich wieder hergestellt. Dies war das letzte Mal, dass ich ein Pferd bestieg.

Während meines Aufenthaltes in Lugano kamen die Abgeordneten der Dreizehn Kantone auf ihrer Rundreise durch die Untertanenländer dorthin. Die Luganesen gaben ihnen den prachtvollen Titel Ambassadors, Herr von R. aber nannte sie einfach die Schultheissen.

Die Herren wohnten im selben Gasthof wie ich, und ich speiste mit ihnen während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes. Der Schultheiss von Bern gab mir Nachricht über meinen armen Freund F. und dessen Familie. Seine reizende Tochter Sarah hatte Herrn von W. geheiratet und war glücklich.

Bald nach der Abreise der Schultheissen, die lauter kenntnisreiche und sehr liebenswürdige Männer waren, sah ich eines schönen Morgens den unglückseligen Marazzani in mein Zimmer treten. Sobald ich ihn erkannte, sprang ich ihm an den Kragen, schleppte ihn trotz seinem Geschrei und Sträuben hinaus und gab ihm, ohne dass er Zeit gehabt halte, sich seines Stockes oder Degens zu bedienen, so viele Ohrfeigen, Faustschläge, Fusstritte (die er nach besten Kräften erwiderte), dass der Wirt und die Kellner, die auf den Lärm herbeieilten, die grösste Mühe hatten, uns zu trennen.

«Lassen Sie den Spitzbuben nicht entwischen,» sagte ich zum Wirt, «und holen Sie den Bargello, damit er ihn ins Gefängnis bringt.»



Ich ging wieder in mein Zimmer, und während ich mich in aller Eile anleidete, um Herrn von R. aufzusuchen, trat der Bargello ein und fragte mich, warum er den Menschen ins Gefängnis bringen sollte.

«Das werden Sie bei Herrn von R. erfahren, wo ich Sie erwarten werde.»

Warum war ich so zornig? Mein lieber Leser erinnert sich vielleicht, dass ich den Elenden im Schloss Buen Retiro zurückgelassen hatte, als der Alcalde Messa mich aus jener Hölle befreite, um mich nach meiner Wohnung zurückzubringen. Ich hatte später erfahren, dass er nach den afrikanischen Presidios gesandt worden war, um dort dem König aller Spanier als Galerenknecht mit dem Solde eines gemeinen Soldaten zu dienen.

Da ich nichts gegen ihn hatte, so bedauerte ich ihn; da ich ihn jedoch auch nicht näher kannte und nichts tun konnte, um sein Schicksal zu mildern, so hatte ich nicht mehr an ihn gedacht.

Als ich acht Monate später nach Barcelona kam, fand ich unter den Opernsängerinnen die Bellucci, eine junge Venezianerin, die ich im Vorübergehen einmal geliebt hatte, und deren Freund ich geblieben war. Sie stiess einen Freudenschrei aus, als sie mich wieder sah, und sagte mir, sie sei glücklich, mich von dem Unglück erlöst zu sehen, das die Tyranei über mich gebracht habe.

«Was für ein Unglück meinen Sie, meine Liebe? Ich habe Unglück von mehr als einer Art gehabt, seitdem wir uns zuletzt gesehen haben.»

«Ich spreche vom Presidio, lieber Freund!»

«Dies ist, Gott sei Dank, ein Unglück, das ich nicht zu beklagen habe. Wer hat Ihnen nur so etwas Schreckliches erzählt?»

«Ein gewisser Graf Marazzani, der hier drei Wochen zubrachte; er war, wie er mir sagte, glücklicher gewesen als Sie und hatte entfliehen können.»

«Der Mensch ist ein niederträchtiger Schuft, der Sie frech belogen hat, meine Liebe; aber wenn ich ihn jemals treffe, soll er mir seine Verleumdung teuer bezahlen.»

Seit jenem Augenblick konnte ich an diesen Kerl nicht ohne ein lebhaftes Verlangen, ihn durchzuprügeln, denken; ich dachte jedoch nicht, dass der Zufall ihn so bald mir in den Weg führen würde.

Da ich mich in dieser Stimmung befand, so wird man es wohl ganz natürlich finden, dass ich der ersten Aufwallung folgte und über ihn herfiel, sobald ich ihn sah. Ich hatte ihn geprügelt, aber damit war ich nicht zufrieden; denn ich hatte tatsächlich vielleicht ebenso viele Schläge bekommen, wie ich ausgeteilt hatte. Jedenfalls war er im Gefängnis, und ich wollte doch sehen, was Herr von R. tun könnte, um mir durch Bestrafung des Elenden volle Genugtuung zu verschaffen.

Als Herr von R. den Sachverhalt erfuhr, sagte er mir, er könne Marazzani weder im Gefängnis halten noch aus der Stadt ausweisen, wenn ich nicht eine Eingabe machte, worin ich Schutz meines Lebens gegen diesen Mann verlangte, von dem ich mit gutem Grund annehmen musste, dass er ein Mörder und eigens nach Lugano gekommen wäre, um einen Anschlag auf mein Leben zu machen.



«Zur Begründung Ihrer Anklage können Sie die wirklichen Beschwerden anführen, die Sie gegen ihn haben, und können seinem plötzlichen unangemeldeten Erscheinen in Ihrem Zimmer die übelste Deutung geben. Reichen Sie Ihre Schrift ein; wir werden dann sehen, was er darauf antwortet. Ich werde ihm seinen Pass abverlangen, werde die Geschichte in die Länge ziehen und werde Befehl geben, dass man ihn hart behandle; aber schliesslich werde ich doch nichts weiter machen können, als dass ich ihn aus der Stadt ausweise, und wenn er gute Bürgerschaft stellt, kann ich selbst das nicht tun.»

Weiter konnte ich natürlich von dem braven Mann nichts verlangen. Ich reichte meine Schrift ein und ging am nächsten Morgen zu Herrn von R., um mir das Vergnügen zu bereiten, den Burschen gefesselt vorgeführt zu sehen.

Auf Herrn von R.'s Frage schwor Marazzani, er habe durchaus keine böse Absicht gehabt, indem er bei mir eingetreten sei. Was er in Barcelona gesagt habe, sei nur eine Wiederholung dessen, was man ihm selber erzählt habe, und es freue ihn sehr, dass man ihm falsch berichtet habe.

Diese Genugtuung hatte mir gewiss genügen sollen, das fühle ich; trotzdem sagte ich kein Wort, um die Strafe zu mildern, die der Richter vielleicht über ihn verhängen würde.

Herr von R. sagte ihm: «Mit einem leeren Gerede, das nicht zu greifen ist, kann man nicht die Verleumdung eines Mitmenschen entschuldigen; ich kann daher Herrn Casanova Gerechtigkeit und die geforderte Genugtuung nicht verweigern. Übrigens ist Herrn Casanovas Verdacht, dass Sie ihn haben ermorden wollen, hinreichend dadurch gerechtfertigt, dass Sie sich im Gasthof unter einem falschen Namen vorgestellt haben; denn der Klüger behauptet, Sie seien kein Graf Marazzani. Er er bietet sich, zur Untersuchung des Tatbestandes Kaut ion zu stellen, und wenn Herr Casanova Ihnen unrecht tut, wird diese Kaut ion zu Ihrer Entschädigung verwandt werden. Einstweilen bleiben Sie im Gefängnis, bis ich von Piacenza die Bestätigung von Herrn Casanovas Anschuldigung oder Ihre Rechtfertigung empfangen habe.»

Der Angeklagte wurde ins Gefängnis zurückgeführt, und da der arme Teufel keinen Heller hatte, so brauchte dem Bargello durchaus keine Strenge besonders befohlen zu werden.

Herr von R. schrieb nach Parma an den Geschäftsträger der Dreizehn Kantone, um die erforderliche Aufklärung zu erhalten. Der freche Gauner wusste, dass die Antwort nicht zu seinen Gunsten ausfallen würde, und schrieb mir daher einen ganz demütigen Brief, worin er gestand, dass er in der Tat nur ein armer Bürgersmann von Bobio sei, und dass er, obwohl er wirklich Marazzani heisse, doch mit den Marazzanis von Piacenza nichts zu tun habe. Zum Schluss flehte er mich an, ich möchte ihn wieder in Freiheit setzen lassen.

Ich zeigte Herrn von R. diesen Brief; er liess den Menschen sofort in Freiheit setzen, indem er ihm Befehl gab, Lugano binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen.

Ich fand diese Genugtuung hinreichend, und um das Unrecht wieder gutzumachen, das ich meinerseits ihm vielleicht angetan hatte, gab ich dem armen Teufel etwas Geld, um nach Augsburg zu gehen, und einen Brief an Herrn von Sellentin, der sich als Werber für den König von Preussen dort aufhielt. Ich werde auf diesen Menschen zu seiner Zeit noch zurückkommen.

Der Chevalier de Breche kam nach Lugano, um Pferde zu kaufen, und verbrachte vierzehn Tage dort. Er verkehrte mit mir häufig im Hause des Herrn von R., denn die Reize



der gnädigen Frau hatten tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Wir verkehrten miteinander in guter Freundschaft, und ich sah ihn mit Bedauern scheiden.

Ich verliess Lugano wenige Tage nach ihm, um den Winter in Turin zu verbringen, wo ich im Umgang mit dem englischen Gesandten und meinen anderen Freunden ein angenehmes Leben erwarten durfte.

...

Deutsche Übersetzung der Memoiren Casanovas durch Heinrich Conrad nach der 6-bändigen Ausgabe München 1911 im Projekt Gutenberg: <http://gutenberg.spiegel.de/autoren/casanova.htm>